

Zeitzeugenbericht

aus dem 2. Weltkrieg

Alfons Rüther (Senior)

Die Hölle von Ostpreußen überlebt



Buch 2

durch die Hölle von Ostpreußen

Aufgeschrieben zwischen 1955 - 1960

Inhalt:

Vorwort	3
„Ostpreußen“	6
Silvester 1944:	6
Das Forsthaus	12
Spähtrupp trifft auf Volkssturm	15
Folgen der Flucht	19
Prostitution in der Not	28
An der Heimat vorbei	35
Im Granatenhagel	40
Was nicht niet- und nagelfest ist	44
„Den Letzten beißen die Hunde“	46
Liebstadt (Miłakowo)	48
Liebe in Zeiten des Krieges	52
Die „Seydlitz-Armee“	56
Die Schlagkraft der T-34-Panzer	57
Die Toten von Rogehnen (Rogajny)	58
Im Angesicht der Übermacht am 1. Februar 1945	65
Neu Teschen	71
Der Todesstoß	72
Mundraub	75
Ich hatt' einen Kameraden	77
Zweifel an der Heimkehr	79
Wiedersehen in Mehlsack (Pieniężno)	82
Von der Roten Armee fast überrollt	90
Das Quartier bei Hermsdorf (Pogranitschny)	95
In der Nähe des „Frischen Haff“	103
Zum Abschluss	112
Danksagung	115
Personenregister	116

Vorwort

Im Buch 1 beschreibt Alfons Rüther (Senior) seinen Werdegang vor dem Kriegseinsatz. Er berichtet von der Musterung, dem Stellungsbehl am 4. April 1941 und die Ausbildung bei der Wehrmacht in Aachen Brand. Ebenso beschreibt er den Weg an die Ostfront, welche durch seine Heimat im Sauerland führte. Das 1. Buch endet im Jahr 1941 in Brünn, der damaligen Hauptstadt Mährens.

Aus Erzählungen, den Hinweisen in diesem Buch, der Dokumentationsstelle der Wehrmacht, dem Soldbuch und beschrifteten Bildern konnte sein Kriegseinsatz teilweise entschlüsselt werden, bevor er seine Aufschreibungen ab Dezember 1944 fortführte.

Am 11. November 1941 begann die Offensive zur Eroberung der Halbinsel Krim, welche bis zum 4. Juli 1942 mit der Einnahme der Halbinsel Chersones endete. In dieser Zeit hat er obige Postkarte an die Heimat



Postkarte an die Heimat aus Jalta, Krim, 1942

geschickt. In den letzten Tagen der Eroberung der Krim durch die Wehrmacht verletzte sich Alfons Rüther durch einen Granateneinschlag am rechten Knie. Zunächst wurde er im Feldlazarett in Sewastopol, dann in Lemberg (Lwiw, Ukraine) behandelt und am 18. Juli 1942 mit dem Lazarettzug nach Gleiwitz (Gliwice, Polen) verlegt. Dort wurde er vom



26.07.1942 bis zum 21.08.1942 versorgt. Die nebenstehende Aufnahme wurde im August 1942 im Lazarett in Gliwice erstellt, wir fanden diese im Nachlass. Vom 28.08.1942 bis zum 28.09.1942 folgte ein längerer Heimaturlaub. Die Einheit wurde inzwischen in den Norden Russlands in die Nähe von Leningrad (seit 1991 wieder St. Petersburg) verlegt.



Im Oktober 1942 sendete er per Feldpost dieses Foto in seine Heimat, wonach er nun wieder seine Truppe erreichte und diese eine Reitstaffel führt. Er habe nun mit Pferden zu tun, wozu er eigentlich gar keinen Bezug zu habe.

Schon im September 1941 riegelte die Wehrmacht die Stadt Leningrad zwischen Oranienbaum (Westlich am finnischen Meer) und Schlüsselburg (Östlich am Lagodasee) ab. Vom Norden aus wurde die Stadt von finnischen Soldaten umstellt. Die Einschließung der Stadt dauerte 28 Monate und führte zu einer großen Hungersnot in Leningrad, die über 1,1 Millionen Menschen das Leben kostete.

Zur Absicherung der eingenommenen Stadt wurden unter anderem auf den Höhen von Pulkovo, 21 km südlich von Leningrad,



zahlreiche Schutzbunker erstellt. Über den Einsatz im Bunker von Pulkovo stammt dieses Foto im November 1942. Von links: Herbert Gullumeyer, Alfons Rüter und Oskar Tontara.

Die Rote Armee startete im Juli 1943 die Befreiung

Leningrads, musste aber wegen der umfassenden Sicherungsanlagen zwischen Oranienbaum und Schlüsselburg große Verluste erleiden. Dennoch war die Rote Armee im dritten Kriegsjahr der Wehrmacht stark überlegen. Das führte zu einem schnellen Rückzug aller Wehrmachtseinheiten vor Leningrad.

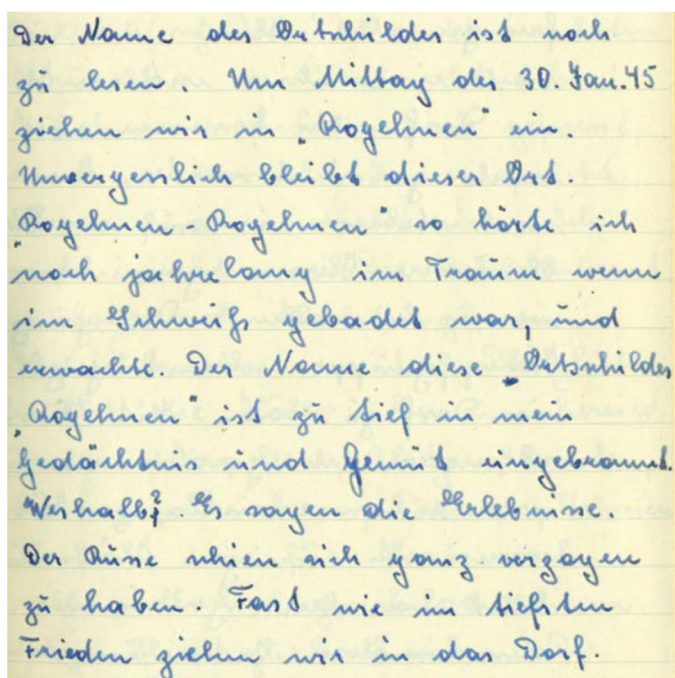
Anhand eines Wehrmachtsfahrscheins, der für den Weihnachtsurlaub vom 19.12.1943

bis zum 06.01.1944 ausgestellt wurde, befand sich Alfons Rüter in Gatschina. Gatschina liegt 45 km südlich von Leningrad. Die Wehrmacht hatte in Gatschina ein Hauptquartier sowie einen Truppenversorgungsstützpunkt für die Nordflanke errichtet.



Die Rote Armee warf am 26.01.1944 die Wehrmacht aus Gatschina zurück. Für die Soldaten der Einheit gab es von nun an nur noch einen Weg zurück in Richtung Westen. Somit war die Einheit von Alfons Rüther schon im August 1944 bis Treuburg (Olecko, Polen) zurückgefallen, wo er auch eine Liebschaft begann. Das 2. Buch startet Weihnachten 1944 in Eichhorn. Eichhorn liegt in Preußisch-Eylau, heute Szczecinki im Ermland-Masuren, Polen, etwa 10 km von Treuburg entfernt.

Alfons Rüther war wie viele Soldaten in dieser Zeit in lebensbedrohliche Kriegshandlungen verwickelt und überlebte eine eiskalte Winterperiode mit vielen Nächten im Freien. In drei Büchern auf 525 handgeschriebenen Seiten hat er seine Kriegserlebnisse aufgearbeitet und aufgezeichnet, wie er diese Hölle überlebte. Sie erfahren hautnah, wie stark ein Mensch um sein Leben kämpfen kann und wie viel Glück er hatte, diesen mörderischen Krieg zu überstehen.



Der Name des Datschilides ist noch zu lesen. Am Mittag des 30. Jan. 45 ziehen wir in „Dogehnen“ ein. Unvergessen bleibt dieser Ort. „Dogehnen - Dogehnen“ so hörte ich noch jahrelang im Traum wenn im Schwitz gebadet war, und unvorbereitet. Der Name diese „Datschilides „Dogehnen“ ist zu tief in mein Gedächtnis und Gemüt eingedrungen. Werhalb? Es sagen die Erlebnisse. Der Däne schien sich ganz verzagen zu haben. Fast wie im tiefsten Frieden ziehen wir in das Dorf.

Die strenge katholische Erziehung und die damit verbundene strenge Enthaltensamkeit vor der Ehe haben ihn bei Frauenbegegnungen vor manche Zerreißprobe gestellt.

(Buchauszug aus den handgeschriebenen Aufzeichnungen links)

Essen, 2023, Alfons Rüther jun.

Olsberg-Wulmeringhausen im 10.04.1955

„Ostpreußen“

So soll mein zweites Buch heißen, da alle Berichte eigenen Erlebnisse aus der „Schlacht um Ostpreußen“ sind. Ich berichte nicht der Reihe nach, sondern nehme diesen Bericht in mein zweites Buch. Dafür gibt es zweierlei Gründe. Erstens sind es genau zehn Jahre her, als ich die Ereignisse eintragen habe und zweitens habe ich keinerlei Aufzeichnungen aus dieser Zeit. Wie sie vernichtet werden mussten, erscheint im Bericht. Daher ist es wohl angebracht, jetzt aus dem Gedächtnis zu schreiben. Je länger die Zeitspanne von den Ereignissen wird, umso mehr kann man die kleineren Ereignisse vergessen und auch die Reihenfolge verwechseln. Da gerade diese Erlebnisse für mich wohl das waren, was mein ganzes Leben geformt oder besser gesagt, mir meine Weltanschauung und Lebensauffassung gab. Diese wenigen Monate formten mich charakterlich schneller, als wenn ich mehr als dreißig Jahre im normalen, geordneten Leben gestanden hätte. Besonders auf dem sittlichen Gebiet hat mir diese Zeiten etwas gezeigt, was ein normaler Mensch für unmöglich halten wird. Und das alles in einem Alter von 23 Jahren.

Silvester 1944:

Nachdem die Woche nach Weihnachten verhältnismäßig ruhig verlaufen war, wurden heute die Vorbereitungen für die Silvesterfeier getroffen. Sie sollte wieder bei uns im Haus sein. Zurzeit war ich in der Protzenstellung. Unser Gefechtsstand war rechts seitlich von Eichhorn. Davor war der Gefechtsstand in der kath. Kirche untergebracht, aus der er sich dann zurückgezogen hatte.

Eine Protzenstellung dient zur gedeckten Unterbringung von Zugmittel sowie zur rückwärtigen Sicherstellung. Sie befindet sich ca. 500m seitlich oder hinter den Feuerstellungen der Artillerie.

Abbauten hießen in Ostpreußen Bauernhöfe, die mitten in den Feldern erreicht wurden und oft stundenweit von der geschlossenen Gemeinde entfernt sind.

Die Protzenstellung war in zwei so genannte Abbauten von Königsruh (Dabrowskie) untergebracht. Es waren die zwei Abbauten, die zwischen den Orten Königsruh, zu der sie gehörten, und Eichborn lagen. Die Entfernung nach Eichborn betrug etwa $3 \frac{1}{2}$ und die nach Königsruh etwa $4 \frac{1}{2}$ km. Auseinander waren diese beiden großen Bauernhöfe immerhin 500- 800 Meter. Ich nehme an, dass diese beiden typisch ostpreußischen Bauernhöfe kurz nach dem ersten Weltkrieg neu errichtet wurden. In dieses Grenzgebiet waren vermutlich auch die Russen eingefallen. Im Kriegsgebiet des ersten Weltkrieges wurde fast alles abgebrannt. Scheinbar ist es diesen Höfen auch so ergangen. Die Zeichnung wird diese Höfe oder die Anlage der Höfe besser darstellen, wie man es beschreiben könnte (Zeichnung fehlt leider). So waren fast alle Höfe eingerichtet. Auf dem Hof der Familie Piko waren die Schreibstube, die Küche, die Schmiede und alle Nachrichtenfahrzeuge mit Pferden und Leuten untergebracht. Auf dem Hof der Familie Stachel waren wir, Oskar, Herbert und ich sowie unsere zwei Munitionsstaffeln mit allem Zubehör. Der Hof Piko lag in Richtung Königsruh, der Hof Stachel in Richtung Eichborn etwa 500 Meter von der Hauptstraße Grenze Eichborn-Seedranken-Treuburg. Treuburg ist die Kreisstadt dieses Gebietes. Die Bevölkerung wurde bereits restlos im Oktober 1944 in das Gebiet von Sensburg evakuiert.

Nun sind die Soldaten mit den Bestimmungen, wie man mit dem zurückgelassenen Eigentum der Bevölkerung umzugehen hat, alleinige Herren dieses Gebietes. Wie die Bestimmungen waren, die wir in dieser Beziehung hatten, besagten bestimmt die vielen Todesurteile, die wegen Verstoßes gegen diese Bestimmungen ausgesprochen wurden. Die Bevölkerung sollte schließlich bald wieder zurückkommen. So großwahnsinnig ist man noch oder glaubt es gar selbst noch bei der höheren Führung.

Die Silvesterfeier 1944 sollte in der großen Fahrerstube sein. Es wurde nicht so groß aufgezogen wie die Weihnachtsfeier. Die Feier soll nur für die Belegschaft des Hauses Stachel sein. Die Sonderzuteilung an Tabakwaren und Getränken war in diesem Jahr auch sehr knapp ausgefallen. Wir, Oskar, Herbert und ich waren froh, dass unsere Stube nicht gebraucht wurde. Wir hatten für die Sauferei nichts übrig, zumal Herbert im Laufe der Nacht gehen

musste. Morgen sollte er von Treuburg aus in Urlaub fahren. Daher hatten wir ihm auch unsere Marketenderwaren (*Waren des täglichen Bedarfs, wie Getränke, Schokolade, Tabakwaren und Drogeriartikel*) zur Verfügung gestellt. Das war bei uns dreien so üblich. Herbert hat heute Nachmittag schon gepackt. Er hat richtiges Urlaubsfieber. Wir haben unseren Kachelofen erst noch einmal gut mit Torf gestochert. Bei diesem Schnee ist es hier in Ostpreußen sehr kalt. Der Wind kann von allen Seiten frei ohne Hindernisse blasen. Die Doppelfenster, die sonst oben auf dem Boden im Sommer gestanden hatten, waren nicht mehr da. Die hatte man als Bunkerfenster auf dem Gefechtsstand gebraucht. Auf jeden Fall war es bei uns in der Stube mollig warm. Unsere Petroleumlampe gibt für uns auch genügend Licht. Die Petro-Max-Lampe muss wohl einen kleinen Defekt haben. Seit über einer Woche lässt sie sich nicht mehr zünden. Elektrisches Licht gibt es hier auf den Abbauten noch nicht. Dafür gibt es hier mehrere Diesel-Motoren, so dass viele elektrische Lampen den Hof erleuchten können. Ebenso funktionieren andere Petro-Max-Lampen, so dass es hier ausgesprochen hell ist. Der Energieverbrauch ist natürlich immens.

Wir sitzen wie üblich gemeinsam an einem Tisch beim Abendbrot. Wie es bei uns so üblich war auf ruhigen Stellungen halten wir eine geschlossene Runde und einer machte für uns drei die Butterbrote fertig. So war es für uns etwas gemütlicher und häuslicher.

So langsam treten nebenan in der Fahrerstube alle zusammen. Die Fahrer hatten zuvor die Pferde gefüttert und noch selbst schnell einen Happen genommen. Fidde Bölk und Karl Eggers hatten die Alkoholrationen gekostet und trafen mit schwerer Schlagseite ein. Das war jedoch üblich bei den beiden. Bevor nicht der letzte Tropfen Schnaps in unserer Batterie ausgetrunken war, waren sie nicht zufrieden. Herbert, Oskar und ich waren froh, dass diese beiden Rabauken im Hof der Pikos untergebracht waren, so können wir vielleicht den Silvesterabend ohne Schlägerei verbringen.

Der Spieß kommt mit dem Oberbeschlagmeister, die zwei sind unzertrennliche Freunde, und eröffnen den Abend und wünschen uns „Prost Neujahr“. Keine Silbe von einem glücklichen, neuen Jahr

und eventuell einer glücklichen Heimkehr. Konnte man von „Detel“ mehr verlangen? Oder hatten sie sogar diese Anweisungen von der oberen Heeresführung erhalten? Wie dem auch sei, unser vorläufiger Chef fand es noch nicht einmal für nötig, uns ein frohes Neujahr zu wünschen. Dieser 18-jährige Bauernlümmel war viel zu stolz, einmal mit einem zu sprechen. Das Einzige, was er konnte, war Hasen abschießen, wenn einige Treiber bei ihm waren. Seit Hauptmann Nonden die IV-Abteilung übernommen hatte, war es mit unseren Chefs so eine Sache. Jetzt hieß es aber, dass unsere Batterie endgültig der „Strategie“, Oberleutnant Lange, übernehmen sollte. Nach der kurzen Ansprache gingen die beiden, Spieß und Oberbeschlagmeister, wieder zum Hof Pico. Hier hatte die Küche, die für die beiden bestimmt war, etwas Besonders zubereitet. Wir waren nicht böse darüber, dass die Sauferei woanders stattfand. Daher zogen wir drei uns schon früh zurück und legten uns schlafen. Wir wollten ja wieder aufstehen, wenn Herbert ging. Die Wache will wecken.

Es sind immer so Tage zum Nachdenken. Immer wieder kreisen die Gedanken. Was wird das Jahr 1945 bringen? Das Ende kann nicht mehr allzu fern sein. Immer sind es dieselben Gedanken und Fragen, wofür und warum. Daher dauert es auch lange, bis ich einschlafen kann. Lange konnte ich noch nicht geschlafen haben, als Herbert gegangen ist. Scheinbar ist es ihm zu schade gewesen, uns zu wecken. So staunten Oskar und ich am Neujahrsmorgen, dass Herbert ohne etwas zu sagen mit Sack und Pack fort war.

Die ersten Tage im Januar 1945 verliefen bei uns verhältnismäßig ruhig. Oberleutnant Lange (Strategie) hatte unsere Batterie übernommen. Der Austausch mit der Infanterie wurde weiter fortgesetzt. Jeweils für eine Woche kamen zwei Mann von uns zur Infanterie und zwei Mann von der Infanterie zu uns. Das wechselte so wöchentlich. Ich rechnete nun auch jede Woche, dass ich bald mit dem Austausch dran wäre. Geheuer war es mir wirklich nicht bei dem Gedanken, bald für eine Woche im ersten Graben zu stehen. Vor allen Dingen, diese unheimliche Ruhe im Augenblick hatte so etwas Beängstigendes in sich. In den ersten Januartagen waren noch einmal die Besitzer einiger Bauernhöfe da. Es handelte sich um die sogenannte Dreschaktion. Die Besitzer sollten bestimmen,

was sie an Korn brauchten. Es sollte alles Korn gedroschen werden und den Überschuss übernahm die Heeresverwaltung.

Bei uns auf dem Hof war Frau Stachel. Eine Frau von etwa 40



Jahren. Meiner Ansicht nach hatte sie Haare auf den Zähnen. Sie machte gerade so einen Eindruck. Sie wurde von ihrer Schwägerin begleitet. Sie sah aus wie die Unschuld im Lande. Etwa 20 Jahre alt, rothaarig und etwas mehr als vollschlank. Gewicht mindestens 190-200 Pfund.

(Ostpreußen, Kartenauszug: Bundesamt für Kartographie)

Weil die vollschlanke Schwägerin bei uns in der Stube saß, versuchten wir mit ihr ins Gespräch zu kommen. Alle Mühe war aber vergeblich. Mehr als ja und nein war aus ihr nicht herauszuquetschen. Wir erfuhren nur von ihr, dass sie etwa einmal im Monat nach Eichhorn fahren zum Einkaufen. Sonst seien sie auch nicht vom Hof heruntergekommen. Höchstens einmal im Jahr hatten sie die Kutsche angespannt und die ganze Familie sei dann nach Eichhorn oder Treuburg ins Kino gefahren.

Nun kann man auch verstehen, dass es in Ostpreußen keine Schande für ein Mädchen oder einen Jungen ist, wenn sie vor der Ehe ein Kind haben. Es ist egal, ob sie später heiraten oder einen

anderen Partner wählen. Das brachte schon dieses Einsiedlerleben auf den Höfen mit sich. Bei einem Stallwechsel eines Knechts oder einer Magd waren sie auseinander und man heiratete später einen anderen. Man muss aber das Land kennen, um zu verstehen, dass das sittlich lockere Leben gegenüber unseres im Westen landschaftsbedingt ist. Würden wir nicht vielleicht auch so sein, wenn wir in diesen Verhältnissen wohnen und nichts anderes kennen würden.

Schon am nächsten Tag ging es mit dem Dreschen los. Oskar und ich mussten helfen. Das war für mich nichts Neues. Man brachte das Korn gleich nach Treuburg zum Bahnhof. Es sollte in rückwärtige Gebiete gebracht werden. Scheinbar wollten die Besitzer auch etwas davon haben. Zwei Tage und zwei Nächste wurde in einem durch gedroschen. Zuerst auf unserem Hof, dann auf dem Hof Piko. Gleich an den nächsten Tagen kam eine große Presse mit Lokomobile (selbstfahrende Dampfmaschine). Damit wurden dann das ganze ausgedroschene Stroh und auch die Heuvorräte in große Ballen gepresst. Das waren natürlich sperrige Güter, die nicht so schnell nach Treuburg befördert werden konnten. Mit dem Abtransport wurde sofort begonnen. Man rechnet aber mit mindestens 14 Tagen, bis alles in Treuburg ist. Wenn noch mehr Muni (Munition) zu fahren ist, dauert es noch länger. Die Muni-Staffel hat den Abtransport der Ballen zu übernehmen. Oskar muss auch oft mit einspringen und einen Wagen nach Treuburg fahren. So ab und zu rutschte auch ein hochgepackter Wagen bei dem Schnee- und Eiswetter in den Graben. Dann musste umgepackt werden und es dauerte lange, bis sie wieder zurückkamen.

Mitte Januar bekommen wir doch so ein unheimliches Gefühl. Der Russe ist südlich von uns in Polen und auch nördlich bei Insterburg durchgebrochen. Das Muni-Lager bei Seedranken wird auch immer leerer und der Rücktransport der Feldfrüchte verstärkt unsere Vermutungen. Eines Tages dann sollten die Transporte noch verstärkt werden. Mit Mühe und Not hatten wir mehr als zehn Wagen beladen. Der erste und zweite Schub, mit jedem Mal drei Wagen, war fort. Aber da kam der typisch militärische Befehl: „Halt, sofort die Wagen feldmarschmäßig beladen.“ Ein Reiter musste sofort los und die Fahrzeuge zurückrufen. Oskar hatte Glück, er war noch gar nicht weit gewesen, als ihn die Nachricht von der

Umkehr erreicht. Weil der Wagen gerade umgekippt war, war ihm diese Nachricht willkommen. Kurzerhand wurden die restlichen Ballen dazu in den Graben geworfen, der Wagen auf die Beine gestellt und zurück ging es.

Dagegen musste ich mit Brad I nach Friedrichsruh zur Feldpost. Brad I war ein Hilfwilliger. Er wurde von uns Brad I genannt, weil er auf der Krim seinem Vetter getroffen hatte, der auch Brad hieß. Vetter Brad II wurde jedoch im Mittelabschnitt schwer verwundet in ein Lazarett gebracht und danach nach Italien versetzt. Der Schlitten wurde angespannt, die ausgehende Post hinein und ab ging es. Der Wind blies sehr kalt. Schon bald hatten wir Oskar erreicht. Er warf gerade die letzten Ballen ab. Gegenverkehr hatten wir gar nicht oder kaum. Unsere Fahrt führte über die Landstraße Eichborn- Seedranken- Treuburg. Durch die schier unendlichen Tannenwälder, die zur Försterei Seedranken gehörten. Abwechslung gab es kaum. Alles war verschneit. Sogar die Panzerdeckungslöcher, die alle 50 Meter an der Straße waren, die wir im Herbst ausheben mussten, konnte man nicht mehr sehen. Nur die Pfähle mit dem Strohwickel, welche die Panzerdeckungslöcher kennzeichneten, ragten aus dem Schnee heraus. Kurz vor uns werfen auch gerade wieder zwei Wagen ihren Ballast in den Straßengraben, um zurückzukehren. Anton Dicke und Fidde Bölk sind es. Rechts von der Straße steht auf einmal ein schönes, mächtiges Forsthaus. Bei diesem Anblick bekomme ich so ein eigenartiges Gefühl. Daher lasse ich Brad anhalten. Ohne aus dem Schlitten zu steigen, sehe ich mir das verlassene Forsthaus an. Ein typisches ostpreußisches Forsthaus, mit Scheune und Stallungen. Oben vor dem Giebel prangte ein mächtiges Hirschgeweih. An der genannten Hausfront waren dann in schöner Anordnung noch mehrere Geweihe angebracht.

Das Forsthaus

Obwohl es mich schon reizte, dieses verlassene schöne Forsthaus zu betreten, tat ich es nicht. Der Mut fehlte mir. Nur gut, dass man sich bei der rasenden Fahrt nicht gut unterhalten kann. Ich musste doch erst einmal an Frieda denken, die hier in diesem Haus

fast zwei Jahre in Stellung war. Mir fielen die schönen Tage mit ihr in Kalkhof (Golubki) wieder ein, als wir bei ihnen zu Hause im Quartier waren. Damals am 3. August 1944, als Walter Dase meinen bevorstehenden Geburtstag als Grund fand, um ein Gebändele mit Frieda zu beginnen. Aber dann verlief es ganz anders, als Walter es sich gedacht hatte, und ohne meinen aktiven Einsatz. Wie eifersüchtig Walter wurde, als Frieda nichts mit ihm zu tun haben wollte und sie sich mir zuwandte. Dabei hatte ich mit ihr erst über die Vorzüge von Walter gesprochen. Alles nützte nichts, bis ich nachgab und dadurch den Abend mit ihr feierte und sie vor einem Zusammensein vor Walter Dose bewahrte. Als dann Otto Büberich noch etwas mit ihr zu tun haben wollte und sich Walter sehr patzig zeigte, kamen wir uns näher. Für mich war es auch nur eine kleine Liebelei. Aber die Briefe Friedas sahen doch etwas anders aus. Ich war aber immer etwas vorsichtig. Trotzdem gefielen mir ihre Briefe. Das war dann so bis zum letzten Oktober. Wir waren damals von der Truppe abgekommen und dadurch hatte ich sie durch Zufall auf der Flucht getroffen. Es war auf der Straße nach von Königsruh nach Treuburg. Sie war mit der Frau des Försters auf einem Wagen. Dieses kurze Zusammentreffen hatte mir gezeigt, dass Frieda eine Zukunft mit mir plante. In meinen nächsten Briefen an sie beschrieb ich in feinen Worten die Aussichtslosigkeit ihrer Gedanken und Wünsche. Sie war sehr enttäuscht und ein Weinen und Zittern war in ihren Briefen zu erkennen. Wo mochte sie jetzt sein und wie würde es ihr gehen? Ich fühlte mich zwiespältig. Einmal wünschte ich, mich noch einmal mit ihr zu treffen, zum anderen sah ich jetzt eine große Katastrophe kommen, durch die ich nie wieder etwas von ihr hören würde. Da weckte mich Brad aus meinen Gedanken. „Wohin Alfons?“ In rasender Fahrt waren wir durch den verschneiten Wald geglitten und ich hatte gar nicht bemerkt, dass wir auf einer Kreuzung kurz vor dem Ort Seedranken waren. Schnell mussten meine Träume verschwinden und ich mich in der Wirklichkeit wieder zurechtfinden. Wir mussten ja zum Feldpostamt in Friedrichsruh. Ich muss aus dem Schlitten und die verschneiten Wegweiser genau ansehen. Wir bogen links ab und erreichten nach etwa zwei Kilometern das große Ausflugslokal Friedrichsruh. Ein großer repräsentativer Bau mitten im Wald an einem See gelegen. Der

große Platz vor dem Bau hatte bestimmt die schönsten und modernsten Wagen gesehen. Jetzt war alles leer und ausgestorben. Auch der letzte Gast, das Feldpostamt, war schon abgezogen. Wohin? Kein Nachkommando und kein Schild sagte es aus. So blieben unsere Postsäcke im Schlitten und zurück ging es.

Beim Abteilungsgeschäftszimmer wurden wir die ausgehende Post wieder los. Und zurück ging es wieder zum Hof Stachel. Ja, Glück muss man haben. Wir trafen noch rechtzeitig unsere Einheit auf dem Hof. Die Pferde standen fertig geschirrt und gesattelt im Stall. Die Protzen- und die Muni-Staffel war schon fort zum Gefechtsstand bzw. zu den Feuerstellungen. Alles war gepackt, daher lagen alle Landser faul auf dem Stroh. Alles wartete auf den Marschbefehl.

In solchen Stunden liegt immer so ein bedrückendes Gefühl auf mir. Was hier war, weiß man, was wird, aber nicht. Was erwartet uns nun? Dem Ende geht es zu, das weiß unausgesprochen jeder. Obschon es strengstens verboten ist, sprechen wir auch schon einmal darüber im engsten Kameradenkreis. Viele, fast alle sind der Meinung: „Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende“. Ich fühle es, als ich zum letzten Male im Hause Stachel auf Stroh liege und die Decke anstarre, dass dieses der Anfang vom Ende ist. Ich fühle auch, dass mir noch Schwereres bevorsteht. Jetzt befällt mich eine große Angst, ob alles in Erfüllung gehen wird, was ich damals vor einem Jahr meiner Schwägerin Maria in Olsberg auf dem Bahnhof gesagt habe. Die entscheidende Zeit steht bevor. Ein Weinen steht einem im Gemüt. Doch so weit kommt es nicht mehr. Man hat sich im Laufe der Zeit schon damit abgefunden, nur noch im Augenblick und nicht mehr für die Zukunft zu leben.

Die Dämmerung liegt über dem Treuburger Land. Da zieht eine Artillerie-Abteilung über die Straße von Eichborn in Richtung Treuburg. Es ist keine stolze Abteilung mehr, die ins Manöver zieht. Eine Geschlagene kann man auch nicht sagen. Eine kriegserfahrene Artillerie, gekennzeichnet von vier Jahren Russlandkrieg, die erst den Vormarsch, dann Stellungskrieg und jetzt den Rückzug erlebt. Jetzt zieht sie sich zum ersten Mal auf deutschen Straßen zurück. Zurück wohin? Nach Hause? Für manche Soldaten liegt das Zuhause schon jenseits der Front. So ziehen

wir durch das verschneite, winterliche Land. Schattenhaft grüßen wir die jetzt ganz stillen Gehöfte zum letzten Mal. Wann wird ein deutscher Fuß dieses Land je wieder betreten dürfen?

Der Schnee fiel in dicken Flocken, als wir durch den langen Seedrankener Forst fuhren. Noch einmal sah ich das Forsthaus. Ein eigenes Gefühl kommt in mir in diesem Moment auf, es sind wieder Gedanken vom Nachmittag.

Wir sind die letzten deutschen Soldaten, die durch diese Straße ziehen. Daher drehe ich mich des Öfteren um, um das Aufsteigen der russischen Leuchtkugeln zu verfolgen. Mir scheint, als seien sie noch nicht diesseits von Eichborn, sondern noch im alten Frontgebiet. Eine Beruhigung, der Russe verfolgt uns noch nicht. Da liegt sie vor uns, die nächtliche Stadt Treuburg (Olecko). Wir überfahren eine Brücke und danach in das Stadtzentrum. Eine gewaltige Detonation zerreißt die Brücke hinter uns. Weitere Detonationen kommen aus dem Stadtgebiet. Hier werden sicher die letzten Vorratslager oder Industriestätten gesprengt. Es ist zu dunkel, um den größten Marktplatz Deutschlands zu sehen, der Treuburg so berühmt gemacht hat. Wie groß er ist, kann ich nur an der Zeit messen, wie lange die Überquerung dauert. Wir verlassen die Stadt, die Häuser treten in unseren Schatten. Nur noch helle Punkte von den Bränden in Treuburg, die durch die Detonationen entstanden sind, zeigen an, wo die Stadt lag. Es hatte aufgehört zu schneien, als wir gegen Morgen in einer kleinen Ortschaft Halt machen. Wir mussten ausschirren, voraussichtlich blieben wir einige Stunden.

Spähtrupp trifft auf Volkssturm

Zwei Spähtrupps wurden aufgestellt, ein berittener und einer zu Fuß. Nachdem wir in einem kleinen Zimmer bei Kerzenlicht die Karte studiert hatten, gingen wir 6 Mann, einschließlich unserem Spähtruppführer, Heino Twesten, im Morgengrauen querfeldein durch knietiefen Schnee auf den nicht allzu weit liegenden Wald zu. Unser Auftrag hieß: Feststellen, ob die Russen etwa auf eine Entfernung von bis zu 10 km Luftlinie in den Nachbarort schon eingefallen sind. Dieses war für unsere Seitensicherung

lebenswichtig. Feindberührung nach Möglichkeit vermeiden. Durch Leuchtsignale sollten wir bekannt geben, wenn wir den Feind entdecken. In sechs Stunden müssen wir zurück sein, sonst zieht die Truppe ohne uns weiter und betrachtet uns als verloren. So ziehen wir in Schützenlinie durch den unendlichen Tannenwald. Zwei von uns hatten eine MP und hielten diese immer im Anschlag, zu unserer eigenen Sicherung. Unsere Karabiner trugen wir auf dem Rücken. So waren wir über 1 ½ Stunden durch den Tannenwald gelaufen. Wir gingen etwas seitlich vom Weg. Dort ließ es sich leichter laufen, weil der Schnee auf den Tannen hing und so nicht knietief auf dem Weg lag. Da, plötzlich bewegte sich etwas vor uns. Nein, es war doch nichts, wir hatten uns geirrt. Doch es roch so nach frischem Rauch. Ein jeder von uns suchte Deckung hinter einer dicken Tanne und hielt Ausschau nach vorn. Das Herz schlug mir fast aus dem Hals. Was mag hier nur vor sich gehen? War der Russe schon hier? Ja, jetzt erkennen wir es genauer. In etwa 100 Metern Entfernung befindet sich ein kleiner Bunker, aus dem Rauch aufsteigt. Die Gewehre sind schon im Anschlag, die Handgranaten griffbereit. Heino Twesten winkt, wir sollen bleiben und uns ruhig verhalten. Er springt langsam von Tanne zu Tanne, um nicht entdeckt zu werden. Da kommt einer die Bunkertreppe herauf und macht sich am Holz zu schaffen. Für Augenblicke bleibt mir das Herz stehen. Heino ist noch etwa 15 Meter vom Bunker entfernt. Die Uniform des Mannes am Bunker ist keine deutsche, das erkennen wir auch aus der Ferne. Eine Russische ist es aber auch nicht. Da, plötzlich ruft ihn Heino an. Er hebt wie vom Blitz getroffen den Kopf und schaut in sechs Gewehrläufe, die schon lange auf ihn gerichtet waren. Ohne einen zweiten Anruf abzuwarten, fliegen die Hände hoch und er ruft: „Ich bin Deutscher, kommt und seht.“ Langsam pirschen wir uns vor. Die Bunkertür wird geöffnet und weitere sechs Männer treten hervor. Die sieben beichten uns, dass sie aus Ostpreußen kommen und hier ihre Heimat sei. Sie hätten sich zurückgezogen, um die Front über sich herziehen zu lassen, damit sie ihre Heimat nicht verlassen müssen. Sie gehörten sogar dem Volkssturm an, der 1944 aus Freiwilligen gebildet wurde, um den Heimatboden des Deutschen Reiches zu verteidigen. Nach dem Gesetz waren sie fahnenflüchtig. Daher flehten sie uns an, sie nicht zu verraten und hier zu

lassen. Ihre Not nutzten wir aus und verlangten, dass zwei Mann von ihnen uns zu unserem Zielort bringen sollten. Gleich drei meldeten sich freiwillig. Es war ihr Heimatort und sie gingen gern mit, um gleichzeitig Proviant aufzufüllen. Nach knapp zwanzig Minuten waren wir mit unserem Spähtrupp am Ziel. Das Dörfchen lag dort wie ausgestorben, der Schnee wehte bereits durch offenstehende Türen und Fenster und begann mit seinem Vernichtungswerk.

Einer von unseren Begleitern nahm uns mit in sein Haus. Eine Flasche Schnaps, die er uns auf den Tisch stellte, sollte uns das Warten nicht so lange werden lassen. Wir aber hatten unseren Auftrag erfüllt und festgestellt, dass dieser Ort noch feindfrei war. Wir hatten Eile zur Rückkehr und ließen den Volksstürmern nur wenige Minuten zum Einpacken ihrer Sachen. So ging es schnell zurück durch den knietiefen Schnee. Unsere drei Begleiter hatten schwer zu schleppen. Wir halfen ihnen nicht, sie wollten es auch nicht. Wir schonten unsere Kräfte, wer weiß, was uns noch an Strapazen bevorstand. Nach zwanzig Minuten Rückweg erreichten wir wieder den Bunker unserer Begleiter. Lange durfte der Abschied nicht dauern. Wir versprachen ihnen, sie nicht zu verraten und wünschten ihnen alles Gute unter der Herrschaft der Russen. Wie schwer mag dieser Entschluss für die ostpreußischen Männer gewesen sein, hier in der Nähe des Heimatdorfes zu desertieren und sich einer zweifachen Gefahr hinzugeben. Nach dem Deutschen Kriegsrecht waren sie fahnenflüchtig und für die Russen Feinde. In welche Gefahr brachten sie sich, wenn die Front vorüberzog. Den Russen kannten wir noch nicht, doch die Gerüchte verrieten das Schlimmste von ihnen. Nach diesem Wissen stand es nicht sehr gut um sie. Ihre Angst, die sie hatten, war auch berechtigt, als sie uns sahen. Wir hätten sie auffordern müssen, uns zu folgen. Hätten Sie diesen Befehl nicht befolgt, hätten wir sie standrechtlich erschießen müssen. Wir selbst hatten uns somit strafbar gemacht, indem wir den Führerbefehl unbeachtet ließen. Die Todesstrafe hätte uns gedroht, wenn uns jemand verraten hätte.

Nach nicht ganz sechs Stunden erreichen wir unseren Ausgangspunkt wieder. Erleichtert atmeten wir auf, weil wir ohne besonderen Zwischenfall unsere Truppe wieder erreicht hatten und weil wir

Glück hatten, dass unsere Truppe schon wieder fix und fertig abmarschbereit war. Der berittene Stoßtrupp war schon länger zurück. Sie hatten hinter Eichhorn kleine Stoßtrupps der Russen beobachtet.

Wir sechs waren jetzt völlig erschöpft. Nun merkten wir erst, was dieser Marsch durch knietiefen Schnee an Kraft gekostet hatte. Inzwischen war der ganze Himmel wieder dunkelgrau geworden und es fing erneut an zu schneien. Ich hatte Glück und saß wieder bei Oskar auf dem Wagen. Die Schuhe und Strümpfe waren nass, trotzdem fühlte ich vorerst keine Kälte. Das Dörfchen, in dem sich die anderen ausruhen konnten, lag schon weit hinter uns. Der Schnee fiel in so dicken Flocken, dass nur noch eine Sicht von wenigen Metern bestand. Von den vielen Seen in dieser Gegend sahen wir ebenfalls nichts. Der Schnee lag so dick auf den Eisdecken der zugefrorenen Gewässer, dass wir diese nicht von den Wiesen und Feldern unterscheiden konnten. Wenn der Schnee etwas nachließ, konnten wir nur zwischen Tannenwald und weißen Ebenen unterscheiden.

Ab und zu durchfahren wir einzelne Ortschaften. Die meisten waren unbewohnt. Unsere Fahrt dauerte über die gesamte Nacht, nur eine kurze Rast zum Füttern der Tiere wurde eingelegt. Das Land war bereits ausgestorben, wir begegnetem keinem Einheimischen auf der Fahrt. Fern am Horizont um uns herum ist der Himmel hellrot von den Großbränden erleuchtet. Uns friert, hätten wir doch nur etwas Wärme von diesen sinnlosen Vernichtungsbränden. Vor uns ist wieder eine Ortschaft, auch diese wird wieder vernichtet, woran vielleicht Generationen gespart und gearbeitet haben. Wir fahren weiter und frieren, ausruhen können wir uns nicht mehr. Ab und zu laufen wir neben den Wagen her, um warm zu werden. Wir werden immer müder und kraftloser. Das trockene Brot, was uns zum Essen geblieben ist, reicht nicht, um die verlorene Kraft zurückzugewinnen. Die Pferde wissen den Weg besser als wir, sie gehen immer im gleichen Abstand vom vorhergehenden Gespann. Sicher möchten sie auch nicht allein in dieser Wildnis bleiben. Anders als Wildnis kann ich dieses Land nicht bezeichnen, es wird mir unheimlich, wenn ich mich umsehe. Ich friere bei solchen Gedanken immer mehr. Ich blicke in Richtung Westen, da ist meine Heimat, das wohlige Zuhause. Ich spreche meinen lieben, kleinen

Russenpferdchen Mut zu, dass sie uns weiterziehen in Richtung Westen. Es ist die einzige rettende Richtung. Langsam erwacht der Tag, das Morgengrauen ist im Osten zu sehen. Doch immer noch ziehen wir in Richtung Westen. In der nächsten Ortschaft treffen wir Volkssturmmänner. Eine ganze Einheit ist es. Sie öffneten alle Ställe und trieben das Vieh heraus. Ob Rind, Kalb oder Kuh, alles wird zusammengetrieben. Scheu sieht so manches Tier noch einmal zu seinem Stall zurück. Dann prasseln auch schon die Stöcke der Männer auf sie nieder. Sie haben keine Zeit, sie drängen auf Eile. Wir sind die letzten Truppen und der Rindertreck sollte schon längst in Richtung Westen abgezogen sein. Wir legten eine Stunde Rast ein, so erhielt die Volkssturmeinheit eine Stunde Vorsprung.

Wie trostlos war es in diesem Dörfchen. Hals über Kopf musste die Bevölkerung geflüchtet sein. Schweine, Hühner und noch einige zurück gebliebene Kühe und Kälber fanden sich im Schnee nicht zurecht und jammerten und klagten. Bei uns fanden sie keine Hilfe. Im nächsten Haus fanden wir noch eine warme Stube vor. Alles von unserer Einheit fand sich im Dorf ein. Zunächst stattete jeder einer Vorratskammer oder einer Räucherzimmer einen Besuch ab und versorgte sich mit den Resten von Lebensmitteln, welche die Besitzer zurücklassen mussten. Überall war noch etwas zu finden. So saß oder lag jeder hier und verzehrte seine gefundenen Leckerbissen. Ich fand sogar ein Einkochglas mit Bratenfleisch und eines mit Birnen. Für eine Mahlzeit war es zu viel, so blieben die angebrochenen Gläser in den Kammern stehen. Für wen? Natürlich gab es auch einige unter uns, die sich diese Gelegenheit nicht entgehen ließen und die Häuser genauer durchsuchten. Vielleicht haben sie auch etwas gefunden an Schmuck und Wertsachen. Ob es ihnen nützt oder Glück bringt? Ich bezweifle es.

Folgen der Flucht

Ostpreußen entwickelt sich zum Drama, es wird viele Menschen und Werte verschlingen. Wir ziehen weiter. Noch nicht lange hatten wir das Dörfchen verlassen, da sahen wir auch schon die ersten Folgen der Tierquälerei, die der Viehtreck mit sich brachte. Eine

Kuh lag im hohen Schnee im Straßengraben und kalbte. Nicht weiter lag das erste erschossene Tier. Wir mussten den Kadaver erst beiseite räumen, um mit unseren Fahrzeugen vorbeizukommen. Das ging nun so weiter, wir folgen der Straße der toten Kühe. Schon bald hatten wir den Treck eingeholt. Unsere Wagen schoben sich mitten hinein in den Treck. Wenn die Treiber so schon Mühe hatten, die Herde zusammen zu halten, so war es jetzt fast unmöglich, mit den Tieren fertig zu werden. Dazu kam nun auch noch die eigene Aufregung der Treiber. Wie sollten sie sich entscheiden? Mit uns gehen und vor den Russen fliehen und das Vieh ihrem Schicksal überlassen oder dem höheren Befehl folgend das Vieh zurück in rückwärtige Gebiete zu treiben. Den Gesichtern der Treiber waren die Unentschlossenheit anzusehen und ihre Angst, sich gegen Befehle zu widersetzen. Sie blieben zurück. Wir beeilten uns, den Viehtreck zu passieren.

Wir fahren durch weitere verlassene Ortschaften. Wieder ein trostloser und gespenstischer Anblick. Kein Mensch war mehr zu finden. Das Vieh war zum größten Teil noch da. Es war losgebunden, die Scheunentore geöffnet, so dass die Kühe frei ihr Futter nehmen konnten. Doch melken konnte sie keiner mehr. Herzergreifend, wenn sie uns ansehen und klagen, weil ihre Euter vor Druck schmerzen.

Das Klagen wollte nicht aufhören, ich konnte es nicht mehr mit ansehen. Es sind ja nur Tiere, oder? Wer ein Herz im Leibe hat, der sah nicht mehr hin. Das Klagen der Tiere war über die Ebene noch kilometerweit zu hören.

Gegen Mittag folgt unser nächster Halt, links von der Straße ziehen wir von der Stabsbatterie auf einen großen Bauernhof. Hier treffen wir noch auf eine Nachhut des Volkssturms. Unsere Fahrzeuge werden, so gut es geht, in Deckung gefahren und zudem noch mit weißen Tüchern, die die Leinenröcke der geflohenen Besitzer hinterlassen hatten, abgedeckt. Seit dem Morgengrauen ist die Luft klarer geworden und die russischen Flieger aktiver. Wie es scheint, treffen wir hier im Raume Lyck noch auf andere Truppen. Schon zwei oder drei Melddefahrer waren hier und fragten nach der Richtung und Frontnähe. Auch Krühmel, unser Abteilungsmelder, ist eben eingetroffen und berichtet, dass der Russe nach den Aussagen der Spähtrupps der Infanterie uns nur

zögernd folgt und noch über fünfzig Kilometer entfernt sei. Wie ich ihn so kenne, ist Oskar schon wieder verschwunden. So muss ich sehen, dass unsere Pferde ein gutes Plätzchen in der Scheune bekommen. Wir sollen ja abschrren. Der Futtermeister wird mit der Ausgabe nicht belastet, hier holt sich jeder so viel aus der Scheune, wie er braucht.

Da kommt Oskar vom Rundgang zurück. Drei Eier hat er in der Hand. „Geh mit in die Küche, da brät uns ein Polenweib schon ein Glas Fleisch auf. Jetzt sollen die drei Eier auch noch dazu. Die vom Volkssturm müssen die Nester schon leer gemacht haben. Dieses verdammte Polenweib ist rotzfrech. Ich habe ihr erst einmal deutlich den Marsch geblasen, bis sie sich bereit erklärte, das Fleisch zu braten. Die vom Volkssturm klauen ihr ja auch alles unter den Fingern weg.“ Jetzt wusste ich schon alles. Brot unter den Arm geklemmt und so ging es in die Küche. Doch da war kein Durchkommen, der Volkssturm hatte sich ziemlich breit gemacht. Kurz darauf kam der Viehtreck. Der Volkssturm zog mit ihm an unserem Gehöft vorbei. Der Führer dieser Volkssturmarteilung war ein Architekt und Baumeister aus Lyck. Ein feiner Mann, jedoch in den Entscheidungen, die seine Abteilung betrafen, sehr unentschlossen.

Nachdem wir ordentlich gegessen hatten, haben wir uns auf dem Hof umgesehen. Ein vorbildlich eingerichteter Hof. Vor allen Dingen der Kuhstall. Ein Tier noch schöner als das andere. Sogar ein eigener schwerer Bulle wurde gehalten. Diese Tiere hatte der so erbarmungslose Viehtreck vergessen. Das Polenmädchen versorgte jetzt das noch vorhandene Vieh, die Kühe, Schweine, Hühner, Enten und Gänse. Pferde waren nicht mehr auf dem Hof. Mit ihnen sollten wohl die Besitzer geflohen sein. Oskar hatte aber ein richtiges Urteil über das Polenmädchen abgegeben. Es war wirklich ein freches Luder. Sie benahm sich, als wenn sie uns am liebsten Gift ins Essen gemischt hätte und wünschte, dass die Eigentümer niemals zurückkommen, damit der Hof ihr Eigen wird. Wie mag der Russe mit ihr umgehen, wenn die Frontlinie den Hof erreicht? Oskar konnte es nicht lassen und spielte dem Luder einen Streich. Er band den Bullen im Stall los und ließ ihn frei herumlaufen. Wir standen oberhalb vom Stallgang und sahen uns das Schauspiel

an, wie sie ihn wieder an seiner Box festzurte. Von uns hätte sich keiner so leicht an das wütende Tier gewagt. Für sie war es auch nicht ungefährlich. Jedenfalls hatte sie Schimpfwörter geflücht, die uns sogar Oskar nicht übersetzen wollte. Das mussten schon allerhand Schimpfkanonaden gewesen sein, die sie gebraucht hatte.

Obschon immer mehr Aufklärer über uns kreisten und nachts die „Kaffeemühle“ Splitterbomben warf, merkten wir noch nichts von der herannahenden Front. Auch der weitere Rückzug wurde nicht befohlen. Wir wurden immer ungehaltener, bis endlich am nächsten Nachmittag der Befehl kam, alles Unnötige von den Fahrzeugen zu werfen, um sie so leicht wie möglich zu bekommen. Wir räumten gründlich auf. Nicht viel mehr als unser Gepäck und den ergatterten Proviant ließen wir auf dem Pferdewagen, denn wir wollten durchkommen. Von Kradmeldern erfuhren wir, dass der Russe sich bereits bis auf 10 km genähert haben soll.

Auf jedem Fahrzeug, in jeder Gruppe und jeder Einzelne traf seine Vorbereitungen für einen „leichten“ Rückzug. Jeder Einzelne bereitete sich auch innerlich auf das Schlimmste vor. Noch niemals in den vier Jahren Russlandfeldzug hatten wir solche oder nur ähnliche Befehle erhalten. Daher muss etwas Besonderes in der Luft stecken.

Mir ist klar, dieses Vorhaben, diese Geheimnistuerei ist bestimmt der Anfang vom Ende, dem Ende mit Schrecken. Wie werde ich es überstehen? Diese Frage beschäftigt mich die ganze Zeit beim Aussortieren der nötigsten Sachen. Es steht für mich fest, dass ich mich drücken werde, wo ich nur kann. Aber auch beim Drücken kann es einen noch leicht erwischen. Aus dem Frontgebiet darf sich keiner entfernen, sonst ist der „Heldenklau“ da. Dann wird es noch Ärger geben oder die Versetzung zu einer frontnahen Truppe.

Wenn wir nur den Rücken frei behalten. Die Luft und Freiheit vor uns in Richtung Westen ist das Wichtigste von allem.

Wenn ich jetzt Urlaub hätte wie Herbert, würde ich mich auf jeden Fall in den Bergen und Wäldern verkriechen. Die Zeit bis zum Ende würde ich dort gut überstehen. Schlechtere Gefühle hätte ich sicher dabei auch nicht, als hier in Frontnähe zu überleben. Wie oft werden wir noch hier unter freiem Himmel im Schnee liegen

müssen? Doch so weit ist der Weg zurück ins Heimatland, so weit, so weit. Ich schätze die Entfernung auf etwa 1200 km. Längst sind wir mit dem Aufräumen fertig, die Pferde sind geschirrt. Jeden Augenblick rechnen wir mit einer russischen Vorausabteilung und jetzt dämmt es schon. Es ist schon dunkel, als wir anspannen und abmarschieren. Vom Russen haben wir noch nichts gemerkt. Wir hatten den Befehl, als letzter Wagen zu fahren. Oskar hatte das Gespann so weit vorgezogen, dass wir als fünftletzter Wagen gefahren sind. Gute drei Kilometer sind wir etwa gezogen, da gibt es auch schon wieder einen Halt. Gleich an der Straße steht ein Haus.

Schnell hinein. Was staunen wir, die Küche ist beheizt. Die warme Luft tut uns schon wieder gut, denn draußen ist es bitterkalt. Eine sternklare Nacht und frostige Temperaturen. Im Schlafzimmer wurde ein Mann im Bett aufgestöbert. Er ist Lehrer aus einer ostwärts gelegenen Ortschaft. Er will seine Flucht hier beenden. Er ist schon sehr alt und fühlt sich nicht wohl. Er glaubt, er könne den Krieg in diesem Haus besser überstehen als auf der Flucht. Wir müssen weiter. Doch nach etwa 100 Metern ist der Tross schon wieder zum Stehen gekommen. Überall versammeln sich kleine Grüppchen von Soldaten und trampeln auf der Stelle, um sich die Füße zu wärmen. Endlich erfahren wir, worum es geht. Wir warten noch auf eine andere Einheit, die von der Seitenstraße erwartet wird und vor uns ziehen muss. Doch es ist nichts zu sehen und zu hören von der Einheit. Mit Jürgen Schröder gehe ich nochmals zu dem einzelnen Haus zurück. Wir wärmen uns auf und unterhalten uns mit dem Lehrer. Wir glauben draußen etwas zu hören und verabschieden uns für immer von dem Lehrer. Aber was nun? Draußen ist niemand mehr zu sehen, weder die fremde Einheit noch unsere. Es bleibt uns keine andere Wahl, als schnellen Schrittes den Wagenspuren nachzulaufen. Es ist sternklar und alle Spuren gut zu erkennen. Von links führt ein Weg auf unsere Straße. Richtig, hier ist auch die fremde Einheit auf unsere Straße gekommen. Sollten wir uns etwa im Hause so lange aufgehalten haben? Weit und breit ist nichts zu hören und zu sehen. Von der Kälte spüren wir bei der Anspannung nichts mehr. Durch die schnellen Schritte und die Aufregung wird uns Beiden ziemlich warm. So etwa gute 4 km laufen wir, bis wir die ersten

Häuser einer größeren Ortschaft erblicken. Hoffentlich sind wir noch auf dem richtigen Wege, denn bei den vielen Wagenspuren, die auf den Wegen um die Ortschaft abgebildet sind, wissen wir nicht, ob wir noch unserem Tross folgen. Vorsichtig nähern wir uns den Häusern. „Halt, wer da? Parole!“, werden wir angerufen. Gott sei Dank, die Parole wurde noch nicht geändert. Jetzt erfahren wir, dass unsere Abteilung erst vor wenigen Minuten vorbeigezogen ist. Weit entfernt erkennen wir die Silhouetten von 6-8 Reitern, die aus der gleichen Richtung antraben, aus der wir gekommen waren. Wir stehen mit den beiden fremden Posten an der Hausecke. Ziemlich nah lassen sie sie herankommen, dann rufen sie die Reiter mit der Frage zur Parole an. Diese stoppen unmittelbar, wenden und galoppieren zurück. Da peitschen auch schon die Schüsse durch die Nacht. Unsere vier Maschinenpistolen richten sich auf das Knäul aus Pferden und Menschen. Aber auch die schießen im Zurücktraben auf uns. Etwa 100 Meter von uns bewegt sich noch etwas im Mondlicht. Langsam arbeiten wir uns zu dieser Stelle vor. Inzwischen war auch schon Verstärkung aus den Häusern gekommen. Das Stöhnen vor uns hatten wir wohl vor lauter Aufregung überhört. Jetzt sind wir an der Stelle angelangt und hören es und sehen auch gleich, was unsere Kugeln angerichtet haben. Zwei Russen und ein Pferd verbluten im Schnee. Einer ist tot, der andere hat mehrere Bauchschüsse abbekommen. Das Pferd bekommt sofort seinen Gnadenschuss. Der schwer verwundete Russe wird von einem russisch sprechenden deutschen Soldaten angesprochen und ausgefragt. „Der kriegt auch gleich seinen Gnadenschuss“ meint einer der umstehenden Dorfbewohner. Mir wird es auf einmal so trocken in der Kehle. Es ist doch auch ein Mensch, er bedarf doch jetzt unserer Hilfe.

Die Behandlung der sowjetischen Kriegsgefangenen im Zweiten Weltkrieg zählt eindeutig zu den Verbrechen der Wehrmacht. Rotarmisten wurden vom Oberkommando der Wehrmacht (OKW) nicht als Soldaten, sondern als Vertreter einer verbrecherischen Weltanschauung gebrandmarkt. Offensichtlich durch die große Anzahl der Gefangenen in den ersten Kriegstagen und dem „Ballast“, den diese Menge an Gefangenen verursachte, zog das OKW folgende Konsequenz: „Der bolschewistische Soldat hat jeden Anspruch auf Behandlung als ehrenhafter Soldat nach dem Genfer Abkommen verloren.“ Den Grundsätzen militärischer Auffassung, dass die Kriegsgegner ihre Kriegsgefangenen weder töten noch verletzen, entspricht den Interessen eines jeden Kriegsführenden, um seine

eigenen Soldaten im Falle einer Gefangennahme vor Misshandlungen geschützt zu wissen. Die Grundsätze kriegerischer Normen wurden jedoch in den Ostgebieten verneint. Die Mordtaten an sowjetischen Kriegsgefangenen wurden zur Aufrechterhaltung der Manneszucht und Schlagkraft der eigenen Truppe als unbedingt erforderlich angesehen. Wilhelm Keitel, Heeresoffizier und Chef des Oberkommandos der Wehrmacht 1938 - 1945, erklärte in einer handschriftlichen Notiz im September 1941: „Die Bedenken entsprechend den soldatischen Auffassungen vom ritterlichen Krieg treffen nicht zu! Hier handelt es sich um die Vernichtung einer Weltanschauung. Deswegen billige ich die Maßnahmen und decke sie.“ So entschied auch der „Führer“, dass keinerlei Rechtsvereinbarung mit der Sowjetregierung über die Frage der Behandlung der Kriegsgefangenen getroffen werden dürfe. Kriegsgefangene Rotarmisten, welche nicht an der Front liquidiert werden konnten, wurden dann über unzumutbare Fußmärsche, fehlende Ernährung und unter schlechten Lagerbedingungen sehr lange gequält, um so eine natürliche Dezimierung zu erhalten. Von 5,7 Millionen Rotarmisten verloren 3,3 Millionen ihr Leben.

Weiter komme ich nicht in meinen Gedanken, da packt mich Jürgen Schröder am Arm und meint: „Es wird Zeit, wir müssen zu unserer Truppe zurück. Dieses hat uns schon wieder zu lange aufgehalten.“ Wir sind wieder am Ortsschild von Lyck angekommen, wo uns die Wache zur Parole angerufen hatte, als wir einen einzelnen Schuss aus der zurückliegenden Richtung vernehmen können.

Von Lyck, dieser ostpreußischen Stadt, sehen wir so gut wie nichts. Wir suchen nur unsere Wagenkolonne. Hier scheinen noch einige deutsche Einheiten zu sein. Man merkt es an den Posten. Aber auch die an den Häusern stehenden Fahrzeuge sind fahrbereit. Als wir genauer hinsehen, bemerken wir, dass es fast ausschließlich Volkssturm-Einheiten sind. An einer Straßenkreuzung mitten in der Stadt treffen wir unsere Einheit wieder. Sie wartete auf den Befehl zum Weitermarsch.

Die Kameraden von unseren Fahrzeugen hatten uns bereits vermisst. An die „große Glocke“ war es noch nicht durchgedrungen. Durch das schnelle Laufen zur Truppe war es uns warm geworden, wir dampften aus unseren Körpern in der kalten Nacht. Doch die Wartezeit verschlang fast eine Stunde auf der Straße, die wir im Schnee stehen mussten. Jetzt war es Jürgen Schröder und mir kalt, ich glaube, wir froren am meisten. Doch jetzt in ein Haus gehen und sich aufwärmen? Nein, vorerst hatten wir genug von Unannehmlichkeiten, die Truppe erneut zu verlieren.

Alle Einheiten, außer dem Volkssturm, waren jetzt vorüber. Erst als letzte Einheit durften wir uns anschließen. Jetzt würde die

Botschaft von Wagen zu Wagen weitergegeben: „Uns steht ein langer Marsch bevor. Schlafen darf keiner, jeder muss mit seinem Gewehr im Anschlag jederzeit zur Verteidigung bereit sein.“ Uns war klar, dass nach dieser Nachricht die Angelegenheit ziemlich brenzlich aussehen muss. Oskar und ich richteten den Wagen zum Schlafen ein. Ganz weit hinten konnte immer einer liegen, ohne dass dieses vorn einer bemerkt. Doch beinahe wären wir aufgefallen. Der Spieß kontrollierte die Wagen und setzte sich zu mir auf den Kutschbock und fragte nach Oskar. Ich gab ihm gleich zur Antwort, der sei nach vorn gegangen und wollte sich Feuer für seine Pfeife holen. Oh weh, dann fängt hinter mir Oskar an zu schnarchen, als wenn er noch drei dicke Baumstämme durchsägen müsste. Ich fing zur Abwechslung an, mit den Füßen zu trampeln, als wenn ich „Eisbeine“ bekommen hätte. Es kostete mich Mühe, dieses Trampeln fast eine Viertelstunde durchzuhalten, bis der Spieß endlich abstieg und seinen Kontrollgang fortsetzte. So durchzogen wir ostpreußisches Land. Entgegen kam uns niemand mehr. Alles zog in Richtung Westen. Endlose Wagenkolonnen der Flüchtlingstrecks mussten uns Platz machen und vorbeilassen. Wir hatten es noch eiliger, als diese Menschen, Frauen, Kinder, Greise und Kriegsgefangene. Durch uns verloren sie wertvolle Stunden, die ihnen vielleicht die Rettung ermöglichen würde. Vielleicht waren die russischen Panzermotoren schon angeworfen, die sich über diese Trecks walzen sollten. Vielleicht war das hübsche Biest aus dem Bauernhof vor zwei Tagen vom Feind geschändet und wenn ihnen die Wollust über war, mit einer Kugel im Kopf bedankt worden. Zu oft hatten wir es gesehen, dass Frauen nackt zurückgelassen wurden, an der Stelle, wo die Gräueltat geschehen war. Vielleicht lenkt dann ein Panzerfahrer sein Fahrzeug über ihren toten Körper, um aus eigener Scham die Schande vor der „kultivierten Menschheit“ zu vertuschen. Doch eher wird die Natur mit einem kalten Totenhemd aus Schnee die Körper der vielen geschändeten Menschen bedecken. Ja, niemand weiß, von wo aus „Stalins-Befehl“ durch die Front gekommen war, dass er seinen kriegerischen Soldaten alle Plünderungen frei gab und die deutschen Frauen und Mädchen zu „Freiwild“ erklärte.

Bereits vor dem Angriff auf die Sowjetunion, am 13.05.1941, hatte Hitler den Führerbefehl erlassen, dass Soldaten der roten Armee kein Recht auf das Genfer Abkommen beanspruchen können. Darüber hinaus wurde per Befehl das rigorose Vorgehen gegen die Zivilbevölkerung sowie Vergeltungsmaßnahmen an der Zivilbevölkerung bei Verbrechen erlassen. Wehrmachtsangehörige waren von der Bestrafung ausgenommen, weil sie bereits durch den Bolschewismus bestraft seien. Die Antwort des Kremlführers Stalin erfolgte am 16.08. 1941, den Feind mit allen Mitteln zu zerstören. Aufgrund zahlreicher Kriegsgefangener der Roten Armee in den ersten Kriegstagen war es jedem Rotarmisten verboten, sich freiwillig in Gefangenschaft zu begeben. Soldaten in Gefangenschaft wurden als Deserteure behandelt, Ihre Familienmitglieder galten als Verräter und konnten inhaftiert oder erschossen werden. Dieses Vorgehen und das Kriegserleben schürten so viel Hass, dass der Schutz von Frauen und Kindern in den zurück eroberten Gebieten keine Rolle mehr spielte. Der Historiker, Norman M. Naimark, ermittelte später, dass etwa 2 Millionen Frauen ab dem 12. Lebensjahr geschändet wurden, teilweise auf brutalste Weise. Je weiter die Rote Armee auf ehemaliges deutsches Gebiet vordrang, um so grausamer wurden die Gewalttaten. Die Gewaltexzesse wurden durchgehend vom Offizier bis zum Mannschaftsgrad begangen.

Keiner weiß auch, wo es herkam, dass man schon wusste, wie und was in den von den Russen besetzten Gebieten wirklich vor sich gegangen war. Wir hatten nur unsere Flüsterparolen, die Wirklichkeit drang nur gefiltert durch.

Die Nacht war kalt und kam uns somit unendlich lang vor. Von dem ostpreußischen Land sahen wir wenig, eigentlich fast gar nichts. Wir zogen durch fast endlose weiße Flächen, ununterbrochen höchstens durch ein Dörfchen oder die sogenannten Abbauten. Die überaus glatten Flächen mussten wohl die berühmten masurischen Seen sein. Wir haben auch nicht einen richtig gesehen. Sie waren alle zugefroren und mit Schnee bedeckt. Überall war aber trotz der kalten Winternacht ein reges Leben. Alles war auf der Flucht in Richtung Westen.

Nur eine kurze Pause wurde gegen Morgen eingelegt. Wir sind die ganze Nacht durchmarschiert. So waren wir schon gegen 10 Uhr in Lötzen. Diese Stadt vermittelte viel Not und Angst, die hier wie im ganzen Land herrschten. Zwei große vierstöckige Backsteingebäude waren zu Lazaretten umgebaut. Humpelnd stützte einer den anderen, so kamen die Verwundeten heraus und wurden auf offene LKWs verfrachtet. Es waren viel zu wenig Fahrzeuge

vorhanden, um alle mitzunehmen. Wer nicht selbst auf ein Fahrzeug steigen konnte, blieb zurück. Es waren die Meisten, die zurückbleiben mussten. Ob die Fahrzeuge noch einmal zurückkamen, um weitere Verwundete abzuholen, ich bezweifele es. Was geschieht mit denen, die wir nicht sehen, die das Bett nicht verlassen können? Wie wird der Russe die vielen zurückgelassenen Verwundeten behandeln? Es waren so wenig Fahrzeuge, dass noch nicht einmal alle transportfähigen Soldaten mitgenommen werden konnten. Die Not war so groß, dass uns einige verwundete Kameraden baten, sie doch mitzunehmen. Doch es war strikt verboten, verwundete Kameraden mitzunehmen. Ich sah die Blicke derer, wie sie unserem Zug sehnsüchtig nachschauten.

Prostitution in der Not

Oskar fuhr, daher lief ich ein Stück. Wie es nun einmal üblich ist, sprach man mit diesem und jenen. Ja, und dabei passierte es mir, dass sich mir ein Mädchen anbot. Sie sei mit ihrer Mutter allein. Ihre Brüder seien Soldaten. Die Mutter sei krank und könne die Flucht nicht wagen. Daher habe sie sich entschlossen, bei ihrer kranken Mutter zu bleiben. Was ihr jetzt bevorstünde, wisse sie, deshalb bitte sie einen deutschen Soldaten, dass er ihr einen Wunsch erfülle. Es könne sein, wer wolle, nur kein Russe, der vielleicht der Vater ihres Kindes werde.

Ich weiß nicht, wie ich mich benommen habe. Jedenfalls ist mir das Blut in den Kopf gestiegen und ich brachte nur ein verstohlenes „Nein“ heraus. Wie betrunken bin ich fortgegangen und habe mich nicht mehr nach dem etwa 20-jährigen Mädchen umgesehen. Wo waren nur meine Gedanken? Mit so etwas hatte ich niemals gerechnet und doch jetzt ging mir ein Licht auf. Ich hatte schon gehört, dass Mädchen Soldaten in die Häuser riefen, die auch hier und da folgten. Es waren sicher die gleichen Einladungen. Dem Mädchel kann ich es doch nicht verdenken. Die Angst, die Not vor dem Bevorstehenden hat es so weit getrieben. Wenn es so weit gekommen wäre, oder wenn sie es bei einem anderen erreicht, wer trägt die Schuld und Verantwortung? Nicht sie! Wer hebt die Hand? Wer schleudert den Stein, heißt es nicht so in der Ballade „Der Bettler?“. Hier passen die gleichen Worte.

Mit diesen Gedanken kam ich wieder zu unserem Wagen. Oskar fuhr mich ziemlich barsch an und weckte mich erst wieder richtig aus meinen Gedanken. „Wo hast du die Kiste mit Jagdwurst versteckt?“ „Was, wo Jagdwurst?“, entgegnete ich. Wir waren auf dem Rückzug und da gibt es ja immer etwas zu erbeuten. Da wurden auch schwere Kisten mitgeschleppt.

Jetzt bin ich wieder ganz wach und erfasse sogleich die Situation. Ich höre schon gar nicht mehr, was mir Oskar zuruft. Bei unserer letzten Rast hatten wir uns an einer Verpflegungsbaracke bedient. In der ersten Hälfte der Baracke war Schmelzkäse in Kartons verpackt. Käse interessierte uns Soldaten nicht. Daher ist es nicht verwunderlich, dass wir buchstäblich bis zum Knie tief durch den Käse gestampft sind, um in der hinteren Ecke der Baracke die Jagdwurst in Büchsen zu ergattern. Jeweils 48 x 1 kg Büchsen waren in einer Kiste verpackt. Ich packte schnell eine Kiste auf die Schulter und lief durch den Käsematsch zum Wagen. Den Käse an den Schuhen hatte ich mir noch schnell im Schnee abgestreift. Kaum aufgeladen übergab mir Oskar die Zügel, um auch noch eine Kiste aufzuladen. Es versteht sich von selbst, dass wir erst einmal ordentlich gegessen hatten und die Wurst dicker als das Brot aufgelegt wurde. Jedenfalls hatten wir beide außer der Scheibe Brot fast zwei Dosen Wurst verzehrt. Wir konnten die Mahlzeit nicht einmal richtig verdauen, als auch schon wieder etwas Neues auf uns wartete. Diesmal erfasste ich die Situation schneller. Deshalb sprang ich gleich vom Wagen ab und lief zu den etwa 50 Meter von der Straße zu den abseits liegenden Lagerhäusern auf unserem Weg. Hier gab es Wein, Likör Tabak, Zigarren und Schokolade. Schnell schnappte ich mir 2 Kästen mit je 60 Paketen Tabak und drei Kisten Schokolade. Gerade wollte ich mit meiner Fracht abhauen, als Oskar dazu kam. Irgendjemandem hatte er die Zügel von unserem Wagen übergeben. Im Augenblick wurde weniger aus den Fenstern geworfen, deshalb ging ich ins Lagerhaus, um weiteres Gut aus dem dritten und vierten Stockwerk zu Oskar zu werfen. Es war ein wahnsinniges Durcheinander dort. Ich musste in den Lagerhallen ganz schön suchen, bis ich unter den Bergen von Verpackungsmaterial aller Art noch Genussmittel fand. Ich wurde dennoch schnell fündig und

warf Oskar die Kartons aus dem Fenster nach unten in den hohen Schnee.

Im unteren Stockwerk wurden noch schnell ein paar kleine Kisten mit Likör mitgenommen. Doch was nun? Wie sollten wir diese Fracht bis zu unserem Wagen bekommen? Lange Zeit zum Überlegen hatten wir nicht. Unsere Truppe zog immer weiter. Doch wir hatten Glück im Unglück. Da kamen gerade zwei Oberfeldwebel mit zwei Hilfskräften auf einem Einspannerjagdschlitten an. Die Hilfskräfte sollten die Waren von den oberen Stockwerken nach unten werfen. Doch die ulkten herum und bewarfen ihre Oberfeldwebel mit leeren Kartons und einigen Kisten. Den Oberfeldwebeln wurde dieser Spaß zu bunt und sie stiegen die Treppe hinauf in den dritten Stock. Oskar und ich schauten uns kurz an und hatten in null-Komma-nix unsere Kisten auf dem Schlitten verstaut. Sofort ging es in rasender Fahrt unserer Truppe nach, die wir in etwa vier Kilometern wieder erreichten. Die Kisten wurden auf unseren Pferdewagen umgeladen und schon hatte Oskar den Schlitten samt Pferd an die Feldküche verschenkt. Was wollten wir jetzt auch noch damit? Wie ist es wohl den beiden Oberfeldwebeln ergangen? In so einer Not denkt jeder zunächst an sich und meine Devise war, diesen Krieg zu überleben und nach Hause zurückzukehren.

Unser Eilmarsch quer durch Ostpreußen ging von Treuburg, Lötzen, Rastenburg, Rössl und dann nördlich an Allenstein vorbei in Richtung Mohrungen. Von den 24 Stunden eines Tages standen die Räder höchsten vier Stunden. Diese kurze Zeit brauchten wir für vier eingelegte Futterpausen. Sonst ging es immer weiter an den Flüchtlingstrecks, an eiligen schnell packenden Menschen vorbei, durch verschneites von Frost starres Land, durch ostpreußische Dörfer und Städte. Nichts Freundliches war zu sehen. Nur Not, Angst und Elend. Mag das Fremdwort „Inferno“ auch oft falsch gebraucht werden, für das, was wir sahen und erlebten, traf es aber zu. Immer wenn ich mich daran zurückerinnere, würde ich das Wort gerne steigern und „grauenhaftes Inferno“ sagen, was der Krieg diesem Land beschert hat. Um dieses im Einzelnen zu beschreiben, hätte ich Schriftsteller und nicht den Beruf des Schneiders erlernen sollen. Die Bücher der jüngeren Geschichte beschreiben es ja zum Glück detaillierter, als ich es wiedergeben

kann. Sollte dazu jemand aussagen, was in diesem oder jenem Buch über diese Ereignisse steht, sei übertrieben, so kann ich nur behaupten, nein. Weder die deutsche Sprache noch eine andere haben die geeigneten Worte, das auszudrücken, was wirklich war. Nur wer dieses miterleben musste, kann es in seinem Leben forttragen, dass sich so etwas nie wiederholen darf. Für jede Lebenssituation hat man aus diesen Erlebnissen ein Beispiel. Aber die Wirklichkeit erzählen oder schreiben wird wohl keinem gelingen. Wer diese Worte hört, dem werden doch die Bilder fehlen, aus dieser grausamen Zeit. Zudem wollen wir immer für den Zuhörer das Wort von Faust bereithalten: „Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube“. Daher will ich auch nicht den ganzen Marsch beschreiben, sondern nur allgemein darüber sprechen und nur besondere Erlebnisse aus diesen Tagen berichten. Es werden Erlebnisse sein, die mich heute noch 12 Jahre danach verfolgen.

Mit unserer Schlafstelle auf dem Wagen war es nun aus. Bis unter die Plane war alles voll Beutesachen. Oskar ordnete erst einmal alles, während ich fuhr. Wenn wir nun Trecks überholten oder durch die Orte fuhren, so machte es uns Freude, Hände voll Schokolade oder Tabak zwischen die Leute zu werfen. Ob Greis oder Kind, sie dankten es uns jedes Mal. Sei es durch ein fröhliches Kinderlachen oder die aufhellenden Augen der Alten. So manche Flasche Likör wurde auch im Vorbeigehen in eine frierende Hand gedrückt. Wenn das die beiden Oberfeldwebel gewusst hätten, dass wir auch noch Freude mit ihrem Schlitten verteilen, so würden sie vielleicht die Flüche, die sie bestimmt über uns ausgesprochen haben, etwas leiser gesagt haben. Es war noch früh. Wir durchfuhren einen schier endlosen Wald. Links und rechts der Straße standen dichte, hohe verschneite Tannen. Flüchtlinge hatten hier Tage und Nächte verbracht. Es war kein Treck sondern die Armen, die kein Pferd ihr Eigen nennen konnten. Nur das, was sie tragen konnten, hatten sie in einem kleinen Sack auf dem Rücken. Die Mütter hatten ihre weinenden Kinder an der Hand. Die kleinen Füßchen waren nass, wund, müde oder gar schon angefroren. Oft halfen die größeren Geschwister der Mutter. Sie gingen nicht geschlossen, sondern nur in kleinen Gruppen oder einzeln. Deshalb lagen sie auch oft einzeln in diesem Tannenwald. In der Gegend um

Rössl ereignete sich etwas, was ich nie vergessen werde. Der Russe hatte diese Straße in den letzten Tagen mehrere Male mit Tieffliegern angegriffen. Die Einschläge konnte man noch gut erkennen. Links vor uns am Straßenrand schlief auch noch eine Frau mit ihrem etwa drei Jahre alten Töchterchen. Das Mädchen richtete sich auf, zog sich dann aber wieder die Decke über das Gesicht. Ich sprach das Mädchen an und gab ihr eine Tafel Schokolade. „Guck mal Mutti, Schokolade“, rief das Kind in der Begeisterung. Als sich die Mutti nicht regte, wurde ich aufmerksam. Kurz neben der Frau war eine kleine Bombe detoniert. Ihr Körper hatte alle Splitter aufgefangen und so dem Kind so das Leben gerettet. So hatte das Mädchen neben seiner toten Mutter geschlafen, in der der Hoffnung, sie würde wieder aufwachen. Wie herzergreifend weinte dieses kleine Ding, als ich es der Mutter fortnahm und auf unseren Wagen setzte. Mit Schokolade und etwas zu trinken konnte ich das Mädchen eine Zeit lang ablenken. Dann fing es wieder an zu wimmern und nach der Mutter zu rufen. Damit wir nicht auffallen, denn das Mitnehmen von Zivilisten war ja streng verboten, sogar die verwundeten Soldaten mussten wir stehen lassen, übernahm Oskar die Kinderbetreuung, ich das Fahren. Auf seinen Schabernack ließ sich das Mädchen ein und vergaß eine Stunde lang die Mutter. Im nächsten Ort trafen wir auf Zivilisten. Oskar übergab das Kind einer jungen Frau mit der Bitte, es als Findelkind in einem Heim abzugeben. Die Mutter blieb am Straßenrand liegen, das Kind wird sich vielleicht nie erinnern, wo sie ihre Mutter verloren hat. Rührt solch ein Erlebnis nicht auch das härteste Herz? Vielleicht steht der Vater dieses Kindes in unseren Reihen und erfährt niemals etwas von dem, was hier passierte.

Einen Halt von einer Stunde etwa machen wir nicht weit von Rastenburg. Nicht weit von dieser Straße begann ein nicht zu übersehendes Waldstück. In diesem Wald war seit dem Russlandfeldzug das Führerhauptquartier gewesen. Jetzt, da fast schon die russischen Panzermotoren zu hören sind, war auch hier alles verwaist. Die Herrschaften hatten sich schon längst aus dem Staube gemacht. Große und ungezügelte Worte allein können die russischen Armeen nicht aufhalten. Zum Kämpfen waren die Herren selbst zu feige. Wie kalt ließ sie, dass hier Millionen sterben.

Das Land, in dem diese Herren regelrecht gehaust und geprotzt hatten, brannte nun an allen Enden. Die Not war in ihr höchstes Stadium getreten.

Die Wolfschanze wurde in der Nähe des Ortes Rasenburg (Kętrzyn) unweit des kleinen Ortes Görlitz (Gierłoż) im September 1940 unter höchster Geheimhaltung zur Vorbereitung des Krieges im Osten angelegt. Hitler hielt sich hier vom 24. Juni 1941 bis 30. November 1944 an etwa 800 Tagen zur Leitung des Unternehmens Barbarossa als oberster Feldherr auf.

Die Wolfschanze umfasste 40 umfassend getarnte Gebäude, welche größtenteils als Bunker bis zu einer 8 Meter dicken Wandstärke ausgebaut waren, um sich vor Luftangriffen zu schützen. Das Objekt verfügte über einen Gleisanschluss und einen Flughafen. Es war durch Flakstellungen, einen 50 Meter breiten Mienengürtel und 10 km Stacheldraht gesichert.

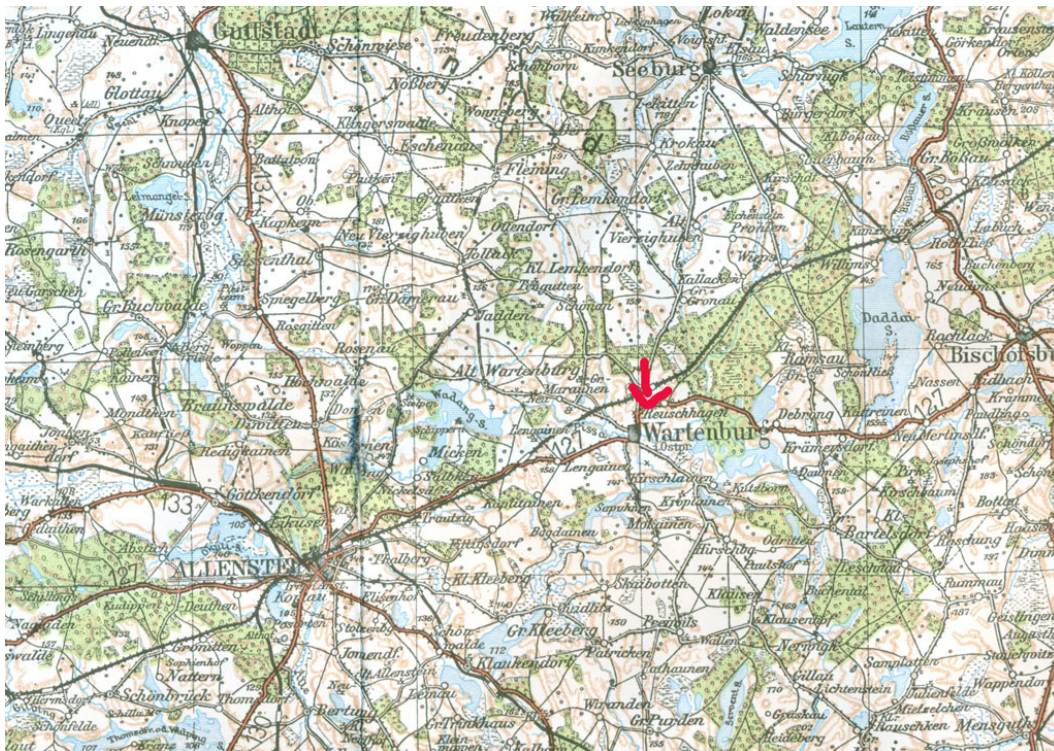
In der Wolfschanze fand am 20. Juli 1944 das Sprengstoffattentat auf Hitler statt, welches Oberst Claus Schenk Graf von Stauffenberg imitierte, indem er eine Aktentasche mit Sprengstoff neben Hitler abstellte. Stauffenberg konnte nach dem Attentat noch in der Wolfschanze entkommen, wurde aber in der gleichen Nacht in Berlin hingerichtet. Hitler verließ die Wolfschanze am 20. November 1944 endgültig, als die Rote Armee nur noch wenige 100 km entfernt stand. Das Objekt wurde danach von einer Pioniereinheit gesprengt. Heute kann die Ruine als Freilichtmuseum besichtigt werden.

Man sah schon wie die Hand des Krieges Hab und Gut, Mensch und Tier restlos unter sich zerquetschte. In diesem Augenblick zogen es diese Großsprecher vor, sich schnellstens in „rückwärtige Gebiete“ zu begeben. Ihre bombensicheren, pompösen Bunker und großen Vorratskammern ließen sie im Stich. Jetzt zogen ganze Kolonnen hin und holten sich, was sie gebrauchen konnten. Von uns ritten auch einige hin und brachten ein paar Flaschen besten Schnaps mit. Was wir sonst noch brauchten, hatten wir ja noch aus Lötzen auf dem Wagen und beteiligten uns an der Lebensmittelversorgung dieses Mal nicht.

Dort drüben in jenem Wald hatte man kaltblütig über das Schicksal von Millionen Menschen entschieden. Über die meisten hatten sie in solchen Bunkern das Todesurteil gesprochen. Blicken wir zurück auf die Anordnung zur massenhaften Vernichtung von Juden, Kommunisten und einfach von Oppositionellen, die nicht ins braune System passten. Wie viele Fremdarbeiter, Russen, Serben und

natürlich auch die deutsche Zivilbevölkerung fanden unter ihren Entscheidungen den Tod. Wie viele Soldaten, die gegen ihren Willen in den Kampf geschickt wurden, konnten nicht zurückkehren. Alles wurde in solchen Bunkern wie dort drüben besprochen und am „grünen Tisch“ entschieden. Vielleicht hatten die Herren auch für uns noch einen Einsatzbefehl herausgegeben, der für uns mit einem Todesurteil gleichzusetzen war. In welchen sicheren Verstecken herrschen sie heute, wo wir hier in der Kälte vor den Russen fliehen. Reichte es nicht, dass Napoleon bereits 200 Jahre zuvor das gleiche Schicksal erlebte? Haben diese Herren den Geschichtsunterricht in der Schule geschwänzt?

Die Straßenschilder zeigen die Entfernung bis Sensburg an, 18 km. Die gleiche Entfernung ist es bis Allenstein. Hoffentlich treffe ich jetzt nicht bei einem der Trecks Frieda wieder. Sie war im Raum Sensburg evakuiert. Eine Begegnung mit ihr muss ich unter allen Umständen vermeiden. Es muss einmal Schluss mit dieser Sache werden. Ich kann mich niemals auf ein Verhältnis mit ihr einlassen.



(Reuschhagen markiert. Auszug aus Bundesamt für Kartographie)

An der Heimat vorbei

Wir schreiben den 26. Januar 1945 und wir ziehen immer noch durch ostpreußisches Land. Es wurde gerade hell als ich ein Straßenschild entdeckte mit der Aufschrift: Wartenburg (*Barczewo*) 5 km. Ich beschwöre Oskar (Foto rechts) jetzt sich doch schnell ein Fahrrad zu besorgen und zu Hause in Reuschhagen nachzusehen. Wie oft hatten wir schon gegen Regeln und Befehle verstoßen, ohne dass etwas passierte. Es wäre für ihn einfach gewesen, kurz nach Hause zu fahren und zur Kompanie zurückzustoßen, denn er kannte sich hier bestens aus, es war ja seine Heimat. Ich hätte mich niemals halten lassen, wenn wir mit unserer Kompanie durch Olsberg gezogen wären und ich für einen Abstecher nach Hause und zurück nur eine Stunde gebraucht hätte. Dazu kam, dass noch gute Wetterbedingungen herrschten, so dass ein Besuch gut möglich gewesen wäre. Oskar, der sonst immer alles wagte und niemals Angst hatte, traute sich diesmal nicht, unsere Truppe zu verlassen. Als gäbe es eine innere Stimme in ihm, jetzt einmal nicht gegen die Regeln zu verstoßen.



Tags drauf wechselte das Wetter und es hatte wieder ein Schneetreiben begonnen. Da sahen wir unter den flüchtenden Gruppen einige Zuchthäusler. Ein Wachmann war bei ihnen. Oskar Tontara erkannte ihn als Einwohner von Reuschhagen, dem direkten Nachbarort von Wartenburg. „Bruno,“ rief er, „wie sieht es in unserer Heimat aus?“ Bruno berichtete, dass der Russe gestern Morgen Reuschhagen besetzt habe. „Siehst du Alfons, du wolltest nur, dass mich der Iwan erwischt.“

Bruno setzte sich ein Stück des Weges bei uns auf den Wagen. Die Zuchthäusler mussten nebenherlaufen. So kamen wir auf einen Gutshof etwa 8-10 km hinter Gütstadt. Die erste Ruhe seit Tagen. Die Pferde wurden ausgespannt und in Ställen und Scheunen untergebracht. Die Kühe und Rinder des Hofes werden einfach aus den Ställen auf die Weiden getrieben. Dort lag der Schnee so

tief, dass die zu melkenden Kühe mit ihren Eutern durch den Schnee streiften. Hier sind sie bestimmt elendig zu Grunde gegangen. Von den Bewohnern des Gutshofes war keiner mehr vorzufinden, das Vieh hatten sie einfach ihrem Schicksal überlassen.

Wie üblich sorgte Oskar für die Pferde und ich für unser Nachtlager. Im großen Herrenzimmer des Gutshauses richtete ich unsere Strohlager ein. Kaum hatten wir gegessen, musste ich mit einem anderen Kameraden auf Parkwache ziehen. Hier war es gar nicht so schwierig. Die Fahrzeuge waren alle gut zu übersehen, weil sie geschlossen auf dem Hof standen. Wenn nur das Schneetreiben nicht gewesen wäre. Daher zogen wir uns, nachdem auf dem Hof alles zur Ruhe gekommen war, zur Wache in den Stall zurück. Außer dem Heulen des Schneesturmes war hier im Stall, der direkt an der Straße lag, nur das Knarren der Wagen und das Marschieren der anderen Einheiten zu hören. Von Flüchtlingen war die Straße trotz des Wetters bevölkert. Die Angst vor den vorrückenden Russen ist größer als die Furcht in diesem entsetzlichen Wetter umzukommen.

Zu dritt saßen wir auf einer Futterkiste im Stall. Wir waren eingeschlafen und hatten uns auf den Karabiner gestützt. Das Knattern von Maschinenpistolen auf der Straße weckte uns abrupt aus den Träumen. Wie versteinert sahen wir uns an. Dann sprangen wir heraus in das Unwetter. Draußen war es schon merklich dunkler geworden. Auf der Straße fallen immer wieder einzelne Schüsse. Jetzt vernehmen wir auch das Schreien und Stöhnen von der Straße. Vorsichtig schleichen wir uns von der Seite heran, wo wir die Geräusche vernehmen. Hier erkennen wir die deutschen Uniformen und erfahren: Ein motorisierter russischer Spähtrupp auf Krafträdern war frech neben die deutschen Soldaten gefahren. Trotz des Unwetters hatte sie einer von ihnen erkannt und das Feuer auf die Russen eröffnet. Die waren darauf gefasst und erwiderten das Feuer. Die Verluste auf beiden Seiten waren entsprechend groß. So lagen die Sterbenden, ob Freund oder Feind, im knietiefen Schnee. Die weiße Decke wird sie bald gemeinsam bedecken. Zu Hause, ob hüben oder drüben, werden wieder leidende Angehörige untröstlich sein.

Um die Verwundeten kümmerte sich die betroffene Abteilung. Auch um die Russen? Ich weiß es nicht. Es wurde Zeit, dass wir wieder zu unserer eigentlichen Aufgabe, der Wache, zurückkehren. Im Bewusstsein, dass ein Teil des russischen Spähtrupps heil davongekommen war, gingen wir zum Hof zurück. Mit Furcht im Nacken, dass sie zurückkommen. Welche Konsequenzen würde der Russe aus den Erkenntnissen des Spähtrupps ziehen? Schließlich konnten zwei oder drei Soldaten dem Kugelhagel entkommen und so berichten, dass eine ganze Abteilung hier auf dem Hof Unterschlupf fand.

Es war bereits die Zeit unserer Wachablösung gekommen. Gerade als wir unsere Ablösung wecken wollten, kommt Krühmel, unser Kradmelder, zurück. Er überbringt neue Meldungen vom Regiment. Er meinte, wir sollten unsere Nachfolger erst nicht wecken. Es würde ganz anders, als wir glaubten. So unverantwortlich wie eben wollten wir drei nicht noch einmal handeln und versahen unseren Wachposten vorschriftsmäßig auf dem Hof. Kurze Zeit später war auf unserem Hof ein emsiges Treiben zu vermerken.

Unser Spieß hatte die neuen Befehle vor der angetretenen Stabsbatterie bekannt gegeben. Nur fünf Fahrzeuge durften wir behalten, die Muni-Staffel ausgenommen. Aus den zwei Staffeln wurde eine und diese eine noch auf die einzelnen Batterien aufgeteilt. Der Batterie selbst blieben nur ein Futterwagen, ein Verpflegungswagen, eine Feldküche und zwei Nachrichtenfahrzeuge. Alle übrigen Fahrzeuge mussten hier auf dem Hof mit sämtlichem Inhalt vernichtet werden. Wir durften nur für uns ein leichtes Sturmgepäck mitnehmen. Das war für den angekündigten langen Fußmarsch schon schwer genug. Alle übrigen Pferde der Abteilung würden mit Reitern zu



Immer mit dem Wagen unterwegs (Foto aus dem Winter 1942)

zwei Reitabteilungen zusammengestellt. Der Rest an Leuten wurde Gruppen zur Flankensicherung zugeteilt. Die gesamte Aufstellung hatte innerhalb von einer halben Stunde zu erfolgen. Weshalb und wofür? Es wurde uns nicht gesagt. Wir waren nur Nummern und hatten zu gehorchen.

Der wilde Schneesturm hatte etwas nachgelassen. Oskar und ich fielen wie besessen über unseren Wagen her und sortierten unser Gepäck. Ein Kanten Brot, die Butterdose voll Butter und eine Jagdwurst ohne Blech waren an Verpflegung schwer genug. Wasch- und Rasierzeug mussten auch noch in den Brotbeutel.

Der übrige Platz im Brotbeutel wurde mit einigen Paketen Tabak noch aufgefüllt. Sogar das Kochgeschirr wurde voll Tabakpakete gesteckt. Oskar versucht außerdem noch einen Tornister voll Tabak auf dem Verpflegungswagen unterzubringen. Was ihm auch dank seiner Überredungskünste gelang. Tabak unterzubringen, war unsere Hauptsorge in diesen wenigen Minuten. Unsere Meinung war, es ist leichter etwas zu Essen zu finden, als an Tabak heranzukommen. Ob wir mit dieser Annahme Recht behielten? Alle Taschen wurden noch vollgestopft. An eines dachte ich auch noch, und zwar steckte ich mir weitere vier Verbandspäckchen und einen Mantelriemen zum eventuellen Abbinden ein. Dann wurde die Kanne Petroleum über alle Sachen auf dem Wagen geschüttet und angesteckt. Im Augenblick stand unser ganzer Wagen in Flammen. Die Flammen schlugen im Verein mit den anderen brennenden Wagen hoch und erleuchteten den tief verschneiten Platz dieses Gutshofes. Bei einem Blick zurück sah ich noch einmal die Wagen, Ställe, Scheunen und das Herrenhaus im gelben Flammenschein. Wieder wurden ein Erbe und Hoffnung zerstört. Wie viel Glück und Not werden diese Mauern schon erlebt haben? Die Nacht war sternenklar, das Feuer brannte lichterloh und hatte sein Vernichtungswerk schon bald beendet. Da wurde es mir schon etwas wehmütig ums Herz, mit dem Wagen einen lieben Wegbegleiter verloren zu haben. Hatte doch dieses Gefährt über drei Jahre uns die Treue gehalten. Hatte uns der Wagen hunderte Kilometer von der Krim aus gefahren und nun vernichteten wir ihn mit etwas Petroleum und einem einzigen Streichholz. Noch sah ich ein weiteres Mal in seine Flammen und dann ging es wieder in eine ganz ungewisse Zukunft.

Ach, welch eigenes Gefühl befällt einen immer bei einem Stellungswechsel und jetzt erst recht bei einer so radikalen Umwälzung. Der Schneesturm setzt wieder ein. Stockfinster ist die Nacht. Wir ziehen über die Straße, aus der der russische Spähtrupp gekommen war. Von den Toten ist nichts mehr zu sehen. Der Schnee hat sie bereits unter sich versteckt. Da fallen mir auch noch die Zuchthäusler ein. Bruno war mit ihnen auf dem letzten Hof geblieben. Bei unserer Generalaufräumung schleppen sie alles zusammen. Sie waren viel ruhiger als wir. Weshalb waren sie gleichgültiger als wir? War ihnen ihr Leben und der Überlebenskampf weniger wert als wir es meinten? Oder war ihnen im Zuchthaus eine ganz andere Lebensauffassung zugeflogen, als wir sie hatten?

Ich denke wieder an zu Hause. Ob Papa noch lebt? Er ist krank. Wenn sie uns hier sehen würden. Besser nicht. Ihre Sorgen wären noch größer. Mit solchen Gedanken stapfen wir durch den über knietiefen Schnee, als rechte Flankensicherung neben unseren paar Wagen, die man uns gelassen hatte. Heino Twesten ist vorn als erster. Er ist unser Gruppenführer. Oskar ist bei der Gruppe auf der anderen Seite. Es ist stockdunkel und der Schneesturm setzt wieder ein. Die Schneeflocken prasseln einem ins Gesicht und in die Augen, so dass diese anfangen zu brennen. Wenn man wenigstens seinen Vordermann sehen könnte. Und wie mühselig ist das Laufen im Schnee. Auf der Haut schwitzt man vor Anstrengung; Kopf, Hände und Füße wollen einem fast erfrieren. Ich fühle, wie der Schnee langsam zwischen den Gamaschen eindringt und das Schmelzwasser in den Schuhen herunterläuft. Das ist böse für mich, denn dann bekomme ich schnell wieder diese Wundfüße, die mich schon bei der Wehrmachtsausbildung außer Gefecht setzen. Dort wurde ich dann auf einem LKW gefahren und meine Füße konnten heilen. Doch was ist hier, wo wir bei den wenigen Wagen keinen Platz mehr haben? Werde ich dann einfach in irgendeinem Quartier zurückgelassen, wenn ich nicht mehr laufen kann?

So eintönig im Schneesturm laufen wir jetzt etwa eine Stunde, als die ganze Kolonne anhält. Bei einem Rundumblick sehen wir trotz des Schneesturms gelbe Flecken am Horizont. Es sind Großbrände, die durch die Wehrmacht beim Rückzug gelegt werden. Wir sind im

Frontgebiet. Welche Wut wird das bei den russischen Soldaten auslösen, wenn sie auf so viel verbrannte Erde treffen?

Im Granatenhagel

„Äußerste Ruhe und aufmerksamste Seitensicherung“ wurde mehrfach leise durchgegeben. Was eigentlich gespielt wird, wissen wir immer noch nicht. Meterweise ziehen die Fahrzeuge vor, bis sie in einem Straßeneinschnitt stehen. Wir bleiben zur Seitensicherung auf der Böschung stehen. Warten heißt es nun wieder. Mittlerweile wird uns das Stehen über, wir werfen den Stahlhelm in den Schnee und setzen uns mit dem Rücken in Windrichtung. Zusammengekauert sitzen wir und warten weiter. Ob dieses als Seitensicherung anzusehen ist? Ein Feuerschlag aus allen Geschützen unserer Abteilung, die vielleicht 100 Meter hinter uns stehen und über uns hinweg schießen, schreckt uns aus dem Dösen auf. Wir fliegen hoch, stehen gerade, mit dem Körper über einen Hügel blickend, die Einschläge etwa 200 Meter vor uns. Maschinengewehrfeuer und andere Infanteriewaffen setzen in gleicher Richtung der Einschläge ein. Leuchtkugeln gehen an allen Enden hoch, in deren Schein wir die Umrisse eines Dorfes erkennen. Wir bekommen den Befehl, hinter dem Hügel in Infanterieeinsatz zu gehen. Noch zwei Feuerschläge unserer Artillerie folgen. Der Gefechtslärm vor uns nimmt zu. Rufen, Schreien und Stöhnen gehört dazu, außerdem Knattern, Knallen und Detonieren. Der Gegner scheint nur leichte Waffen zu besitzen, dafür schießt er ganz schön gezielt zurück. Die MG-Garben streichen uns über die Köpfe. Schon entstehen die ersten Brandherde in den Häusern des umkämpften Dorfes. Erst schattenhafter Rauch, dann dunkelrot und immer heller werdende, um sich greifende große, mächtige zündelnde Flammen, die über den Hausdächern zusammenschlagen. Das helle Licht in der Nacht verkündet, dass hier sekundenschnell die Arbeit von Generationen vernichtet wird. So sahen wir im Schnee liegend dem Inferno vor uns zu. Ab und zu steckten wir wieder den Kopf in den Schnee, wenn die MG-Garben zu dicht über unsere Köpfe peitschten. Wir hatten keine geeigneten Waffen dabei und waren mit unseren Karabinern viel zu weit vom Geschehnis entfernt, um eingesetzt zu werden. Zum Glück, denn die Schreie und das Stöhnen nahmen zu. Ob

wir eine Viertelstunde oder länger gelegen haben, kann ich nicht mehr einschätzen. Es wurde langsam ruhig im Dorf. So gingen wir auch langsam unter weiterer Seitensicherung mit unseren Wagen in dieses soeben umkämpfte Dorf hinein. Unsere Fahrzeugkolonne blieb bei einem der ersten Häuser stehen. Wir gingen in eine Bauernstube. Die Russen hatten es sich mollig warm gemacht. So konnten wir uns wieder an dem feindlichen Feuer aufwärmen. Andere standen einfach im Feuerstrahl der brennenden Häuser und ließen die Wärme auf sich einwirken. Der Aufenthalt im Dorf dauerte nicht so lange, wie der Kampf um dieses Dorf gedauert hatte. Wir gingen weiter. Die Toten und die Brände blieben zurück. Mit ihnen auch die verwundeten Russen, die mit ihrem Stöhnen und Röcheln noch im Schnee lagen. Die kalte Winternacht wird vielleicht die Barmherzigkeit an ihnen geübt haben, derer sie zum Erfrieren bedürfen.

Mitten durch Felder und Tannenwälder, abwechselnd im Schneesturm und Frost, ging unser nächtlicher Marsch gen Westen. Zweimal wurden noch Dörfer von uns im Handstreich genommen. Genau wie beim ersten Kampf ging die Strategie zum Glück auf. Trotzdem blieben Tote, Verwundete und Brände zurück. Die hellen Flecken am Horizont zeigten deutlich den Weg dieser Nacht. In weiter Entfernung erkannten wir auch an diesen hellen Flecken den Weg der anderen Kampfgruppen. Von der Zivilbevölkerung hatten wir noch nichts gesehen. Als der Morgen graute, kamen wir, aus einem Tannenwalde kommend, wieder auf eine Feldflur. Die Schneestürme haben nachgelassen und ein klarer weiter Himmel ist zu sehen. Aus diesem jetzt heiteren Himmel pfeift es plötzlich. Sechs, sieben oder mehr schwere Granaten schlagen neben und zwischen uns ein. Der Luftdruck hat mich irgendwo in den Schnee geworfen. Der Kopf schmerzt. Ausströmendes Blut fühle ich nicht. Ich muss mit dem Kopf an den Wagen geschlagen sein, hinter dem ich hergegangen bin. Schon wieder Abschüsse, Pfeifen und Einschläge. Jetzt aber den Kopf tief in den Schnee. Diesmal haben sie zum Glück nicht so gut gezielt. Vorwärts heißt es. Alles will aus diesem Bereich heraus. Scheinbar ist nichts oder wenig bei den Einschlägen passiert. Längst ist nicht mehr die Ordnung von gestern Abend in der Kolonne. Meine Füße sind über und über wund. Ein jeder Schritt schmerzt. Zudem habe ich noch ein dickes Geschwür auf dem

Oberschenkel, ohne Verband und Zugsalbe muss es ausheilen und der Eiter in die Unterhose fließen, wo er dann verkrustet.

Zwei, drei Sturmgeschütze ratterten an uns vorbei. Unsere Batterien schießen über unsere Köpfe hinweg, etwa 200 Meter vor uns sind die Einschläge zu sehen. Infanterief Feuer setzt ein. Es ist noch immer zu dunkel, um in dieser Entfernung etwas zu sehen. Heino Twesten versucht seine Gruppe wieder zusammen zu bekommen. Wir sollen als Infanterieverstärkung mit nach vorn, um die russischen Batterien unschädlich zu machen. In Schützenlinie erreichen wir auch bald ein Gut. Wir erhalten den Auftrag, einige Nebengebäude zu räumen. Zum Glück treffen wir nur noch auf zwei russische Soldaten, die im Fliehen auf uns schießen. Wir schießen aus unserer Deckung heraus zurück, dann haben wir unser Ziel erreicht. Die zwei Russen überlassen wir dem Schnee, der sie bedecken soll. Aus dem Gutshaus kommen schreiend zwei Frauen. Wir laufen ihnen entgegen. Ihre Schreie bleiben ihnen im Halse stecken. Sie glauben wieder in den Händen der Russen zu sein. Als sie uns als Deutsche erkennen, verwandelten sich die Schreie in Freudenschreie. Es waren Mutter und Tochter. Die Kleider waren nur noch Fetzen. Russische Soldaten hatten sie ihnen vom Leib gerissen und sie geschändet. Wie sich nachher herausstellte, hatten die Russen den Ehemann zuvor erschossen, bevor sie geschändet wurden.

Wir ziehen uns in das Waschhaus, einem Nebengebäude des Gutshauses zurück. Wie es heißt, haben wir zwei Stunden Ruhe. Sofort wird sich hingelegt und geschlafen. Wie es mir aber immer in solchen Situationen geht, ist es auch heute. Ich schlafe mit offenen Augen. Nach etwa einer guten Stunde im Halbschlaf wird bereits wieder zum Aufbruch gerufen. Es geht nur ungefähr 500 Meter seitlich in den Wald. Inzwischen ist es Tag geworden und unser Weg führt vorbei an zerstörten russischen Geschützen, die überall auf dem Gelände zu finden sind. Diese machen uns zum Glück nichts mehr zu schaffen. Tote Russen bedecken die eine Seite des Kampffeldes. So stehen wir wieder stundenlang im knietiefen Schnee. Seitlich vor uns hören wir plötzlich einen Kommandoschrei und Gewehrschüsse. Gleich wird das Gewehr fester gefasst und auf die bedrohte Stelle zugegangen. Bei welchem

scheußlichen Verbrechen wurden wir jetzt Zeuge? Zwölf gefangene russische Soldaten wurden unter Führung eines Leutnants erschossen. Einzelnen wurden sie an den Wegrand geführt, bekamen einen ordentlichen Tritt in ihr Hinterteil, so dass sie in den Graben stolperten. Im gleichen Augenblick drückten sechs Schützen ihre Gewehre ab. Im Stolpern und Stürzen wurde ihr Kopf durchsiebt. Einige ließen sich wortlos ohne jeden Widerstand töten. Andere dagegen stäubten sich und schrien, so laut sie konnten. Einer widersetzte sich besonders stark. Da erkannte ihn einer der Schützen wieder. Der Schütze war in Mittellusland länger bei diesem Russen im Quartier gewesen. Der Schütze schrie: „Er hat mir das Leben gerettet, lasst ihn am Leben.“ Es half nichts, auch dieser Russe wurde getreten und erschossen. Das Blut und das Gehirn spritzten einfach so in den Schnee. Der Anblick war furchtbar. Der Leutnant befreite zwar den Schützen vom Mitschießen, das war die einzige Gnade in diesem Prozess. Doch damit nicht genug. Nach vollendeter Arbeit stürzten sich die Schützen über die Gemordeten und untersuchten die Taschen nach Wertgegenständen. Meist kamen Uhren und Taschenmesser zum Vorschein. Es waren fast immer deutsche Uhren, welche die Russen zuvor von uns deutschen Soldaten erbeutet hatten. Dann säuberte der Schießtrupp noch das Gelände. Wenn noch einer der Toten röchelte, so dass Blut aus dem weit geöffneten Mund spritzte, bekam er den Gnadenschuss. Nachdem Wertgegenstände entnommen waren, wurde Schnee über die Leichen getreten. Vielleicht wollten die Täter damit die Freveltat überdecken? Oder konnten sie selbst nicht mehr die Freveltaten anschauen. Kurt Deutler und ich wendeten uns schon bald ab von dieser erschütternden Stelle. Jetzt beim Niederschreiben läuft mir wieder ein kalter Schauer den Rücken herunter, als wäre die Tat erst gerade geschehen. Doch wer hebt die erste Hand und schleudert den ersten Stein? Wie viele Leichenhaufen mit deutschen Soldaten, Frauen und Kindern mussten wir uns ansehen? Was ist passiert mit den Menschen in diesem Krieg, dass sie sich gegenseitig auf grausamste Art und Weise dahinmetzeln?

So gegen Mittag marschieren wir weiter. Unsere Kolonne hatte sich bedeutend vergrößert. Die Zivilbevölkerung zog mit uns. Es sind

unmenschliche Anstrengungen, um bei Frost, Kälte, Schnee und dem Wasser in Schuhen und Kleidung durchzuhalten. Zudem Kriegserlebnisse, die die körperliche Verfassung zermürben. Wozu ein Mensch fähig ist, um sein Leben zu erhalten? Um etwas anderes ging es vielen von uns auch nicht mehr.

Natürlich erreichen auch die Parolen Göbbels von der Wunderwaffe und den Durchhaltesprüchen die Front. Doch kaum ein Soldat glaubt noch an irgendetwas, was der Führungsstab verkündet. Zumal schon die Front längst deutschen Boden erreicht hat. Es ging nur noch darum, sein Leben bis zum Ende des Krieges zu erhalten und nicht in die Hände der Russen zu geraten, um nicht ein gleiches Schicksal zu erfahren, wie es den 12 Russen hier ergangen ist. Jeder wusste, dass das Ende nicht mehr weit sein konnte, doch es war für uns hier in Ostpreußen ungewiss, wie es für uns ausgeht. Und wenn wir die Heimat wieder erreichen, was erwartet uns dort? Wurden 1941 noch Ziele durch den Krieg erreicht, so waren es jetzt nur noch Schreckensmeldungen. Diese führen zu einer Unordnung im deutschen Heeresgefüge. Radikal und erbarmungslos war dieser Krieg und was zum Schluss noch an Grausamkeiten auf uns zukam, hatte die Welt wohl noch nicht erlebt. Weiter zogen wir über die verschneiten ostpreußischen Wege und Straßen, über Hügel und durch Schluchten. Dann wieder durch Wälder und verlassene Dörfer. Unheimlich die gespenstische Ruhe in den toten Orten. Dann immer wieder das herrenlose herumlaufende Vieh der Höfe. Klagende Rufe der Kühe und Rinder, bis sie die Kälte endlich von ihrem Schicksal befreite.

Was nicht niet- und nagelfest ist

Schon bald tritt wieder die Dunkelheit ein. Diese Nacht war sternenklar. Der Frost schnitt durch die von außen durchnässte und innen verschwitzte Kleidung. Mitternacht war gerade vorbei, da hielten wir an einem Ort länger an. Links an einem Hang sehen einige Häuser. Es riecht so gut nach Rauch und Wärme. Ich gehe auch in eines der Häuser, alles voll Landser. Einer sitzt vor dem Herd und wirft ein Stück Holz nach dem anderen ein. Die Wände sind schon zu kühl geworden, um die Wärme des Herdes im ganzen Raum zu spüren. Aber jeder von uns suchte sie und brauchte sie,

ein wenig Wärme. Da auf dem Bett, im Feuerschein erkenne ich es, ist noch ein Plätzchen frei. Ich döse, vielleicht schlafe ich auch. Da merke ich, dass alles wieder aufbricht. Mit den anderen will ich hinaus und nicht noch einmal meine Truppe verpassen. Meine Kappe ist fort. Hat sie mir einer vom Kopf genommen oder ist sie mir abgefallen? Im Zimmer ist sie nicht mehr, so viel kann ich erkennen. Kurz entschlossen, den Stahlhelm auf und weiter geht es. Von unserer Abteilung ist nichts mehr zu finden. An stehenden und fahrenden Kolonnen gehe ich vorbei. Ganz vorn muss sie doch sein. Erst gegen Morgen treffe ich einige von unserer Einheit in einem Dorf wieder. Kurz darauf finden wir den Rest der Abteilung im Dorf, die in einer Seitenstraße einen kurzen Halt gemacht hatte. Im ersten besten Haus sehe ich eine Kappe. Besonders wichtig ist die Kappe schon wegen des seitlichen Ohrenschutzes, der bei dieser Kälte unerlässlich ist. Schon ist sie in der Manteltasche verschwunden. Der Stahlhelm drückt doch langsam. Als ich sie draußen heimlich anprobiere, ist sie viel zu klein. Besser eine Kleine als keine. Die lässt sich irgendwie umtauschen. Noch ehe es weiter geht, sehe ich in einem anderen Haus eine Kappe hängen. Die sieht größer aus als die gerade Ergatterte. Meine Kappe hänge ich dazu. Beim Herausgehen nehme ich die falsche Kappe und die passte tatsächlich, Glück gehabt. Gegen Morgen kommen wir durch Kalkstein (Wapnik). Es ist hell und ein eisiger Wind fegt über die Höhe. Der Krieg scheint wieder zu beginnen. Vor uns Abschüsse und Einschläge. Einige unserer Geschütze protzen ab, schießen ein paarmal und ziehen wieder weiter. So wiederholt sich dieses Ganze beim Marschieren. Wir bleiben auch nicht ganz verschont. Immer wieder Einschläge um uns herum. Manchmal pfeifen sogar Infanteriegeschosse über uns hinweg. Wo sie herkommen, können wir manchmal gar nicht orten. Gegen Mittag wird es wieder ernst. Das Gefecht der Russen hat sich derart verstärkt, dass wir mit unseren Fahrzeugen in Deckung gehen müssen. Wir sollen die Fahrzeuge schützen. Unsere Geschütze sind jetzt alle im Einsatz. Ich liege wieder mit Kurt Deutler hinter einem Baum. Wo die Front ist, wissen wir selbst nicht. Doch die Luft ist verdammt bleihaltig. Etwa 300 Meter vor uns in der Schlucht tut sich etwas. Wir sehen deutlich einen Bach, über den eine Brücke führt. Scheinbar dreht sich dieser Kampf um den

Übergang. Einige Sturmgeschütze unserer Abteilung fahren in Deckung vor. Jetzt beginnt vor uns ein kurzer, heftiger Feuerschlag. Eigentlich haben wir mit dem Kampf nichts zu tun. Doch die Gewehrmündungen der Russen scheinen in unsere Richtung zu zielen. Das heißt für uns, dass wir besonders tief in Deckung gehen müssen. Ein Sturmgeschütz von uns wagt sich weit hervor und trifft zwei russische Packgeschütze aus nächster Entfernung. Die Geschütze fliegen im hohen Bogen ins Wasser. Diese beiden Geschütze hielten den ganzen Widerstand hinter der Brücke. Schon im gleichen Augenblick sprangen unsere Infanteristen über die Brücke. Alles geriet sofort in Bewegung. Auch wir mussten sofort weiter. Gleich hinter dem Sturmtrupp der Infanterie springen wir über die Brücke. Der Kampf um die Brücke war kurz. Aber ringsherum wieder Tote und Verwundete mit klaffenden Wunden. Mir fällt es immer schwerer, Mitleid mit den verwundeten Russen aufzubringen. Es geht ums Überleben, sie oder ich. Nicht weit vor der Brücke ist ein Bauerngehöft. Fluchtartig sind die Russen getürmt. Ihre persönlichen Sachen haben sie noch nicht einmal mitgenommen, so schnell ging der Sturm hier vonstatten. Hier halten wir und sammeln uns erst wieder. Natürlich wird zuerst von uns die Küche aufgesucht, um nach etwas Essbarem zu stöbern. Die Russen hatten die Stube gut geheizt, so dass wir nur Holz nachlegen mussten. Der Krieg scheint erst einmal vorbei zu sein. Um uns herum ist es jetzt still, wir hören keinen Schuss mehr.

„Den Letzten beißen die Hunde“

Die Rast ist etwas länger als üblich. Es mag schon später Vormittag sein, als wir weiter rücken. Bis auf einen Kameraden unserer Einheit hatten bereits alle die warme Küche verlassen. Einer muss ja auch der Letzte sein. Durch ein Gespräch, welches er führte, packte er erst später seine Sachen. Dabei bemerkte er Bewegungen und Geräusche unter dem Bett, auf dem wir noch gerade gesessen hatten. In einer blitzschnellen Reaktion greift er zu seiner MP, die er auf dem Bett abgelegt hatte und schießt auf das Bett. Unter dem Bett kommen ein Stöhnen, Aufbäumen und Röcheln hervor. Anschließend fließt Blut unter dem Bett her. Bei dem

Blick unter die Matratze sieht er, dass dem Russen die MP aus der Hand geglitten ist, mit welcher er sonst unseren Kameraden erschossen hätte. Er hatte wohl unbemerkt die ganze Zeit unter dem Bett verbracht, als wir im Zimmer waren. Jetzt, als nur noch einer im Zimmer war, griff er wohl zu seiner Waffe, was dann seinen eigenen Tod bedeutete.

Die Infanterie und Stoßtrupps sind bereits eine halbe Stunde früher losgefahren. Nun folgen wir. Abwechselnd geht immer eine Batterie in Feuerstellung, die anderen marschieren vor.

Störungsfeuer unserer Geschütze fliegen über uns hinweg, als wir die nächste Ortschaft erreichen. Dann folgt wieder ein Alarm und unsere ganze Abteilung geht in Feuerstellung. Die Geschütze geben wieder zwei bis drei Feuerschläge ab. Dann geht es in der üblichen gesicherten Art weiter. Die Straße im Ort ist ansteigend und führt oben auf dem Berg in eine weite Kurve, daher können wir das Gelände nicht übersehen. Oben angekommen sehen wir eine tiefe Ebene vor uns. Nur nach wenigen 100 Metern der anderen Seite führt eine Straße über eine Anhöhe. Wir sehen dort eine fast endlose russische LKW-Kolonne. Einige LKWs brennen, andere sind unversehrt. Wir überqueren die Ebene und gehen auch zu der LKW-Kolonne. Die Soldaten der Sturmgeschütze sind gerade dabei, ihre Geschütze zu betanken. Das erbeutete Benzin kommt wohl gerade recht, um die Geschütze und Fahrzeuge mit Kraftstoff zu versorgen. Dieser Kolonne galten die Feuerschläge von eben. Wir gehen zu den LKWs, sie sind vollgepackt mit Beutegut aus den ostpreußischen Häusern. Wäsche, Haushaltsgeräte und sogar Möbel lagen schön verpackt wohl für den Abtransport nach Russland bereit. Von unseren Besatzern war weit und breit nichts mehr zu sehen, nur die Toten, die sie hinterlassen hatten. Wir ziehen an der LKW-Kolonne vorbei weiter über die Straße in Richtung Westen. Die Straße führt uns zu einer Höhe. Wir marschieren. Zwischen unserer Kolonne befindet sich ein Betrunkener der Infanterie. Er torkelt und schwankt. Rechts ein Bauernhof mit großen, dicken Bäumen. In einem dieser Bäume hatte sich ein Russe mit einem MG festgebunden. In Schussweite folgen dann auch MG-Stöße zwischen uns. Wir nehmen Deckung. Die Soldaten in der vorderen Reihe beantworten die Schüsse. Nur Augenblicke hatte es gedauert, da hing der russische Soldat in seinen Seilen leblos im Baum. Alles

ist noch mal gut gegangen, nur der Betrunkene lallt noch einige unverständliche Worte, dann bleibt er tot am Wegrand liegen. Die Papiere und Erkennungsmarke nimmt Oskar ihm ab und übergibt sie einem Melder zur Übergabe in seiner Kompanie. Was für ein furchtbarer Tod. Er hat seinen Verstand durch eigenes Verschulden betäubt und konnte so nicht mehr rechtzeitig in Deckung gehen. Mir war klar, dass mir dieses Schicksal nicht passieren wird, vor allem jetzt, wo wir der Heimat Stück für Stück näherkommen.

Liebstadt (Miłakowo)

Wieder schlagen Artilleriegeschosse über uns hinweg und schlagen weit hinter uns ein. Links vor uns ist das brennende Liebstadt (Miłakowo). Hier steht die 131. Division. Rechts, seitlich im Tannenwalde, halten wir wieder. Russische Aufklärer kreisen über uns und machen uns aus. Von eigenen Flugzeugen ist nichts zu sehen. Die Aufklärungsarbeit zeigt Wirkung. Der Beschuss der russischen Artillerie kommt näher. Fluchtartig verlassen wir den Platz und rücken in das Dorf vor, welches sich in der Senke befindet. Gott mag uns geholfen haben; aufkommende Wolken verhindern weitere Aufklärungsflüge. Unser Marsch geht weiter. Wir kreuzen eine Bahnlinie. Beim Marschieren war ich meist mit Kurt Deutler zusammen. In einer weiteren Ortschaft hielten wir vor einer Schule an. In der Lehrerwohnung an der Schule machten wir Feuer und wärmten uns auf. Hier fanden wir in der Speisekammer noch einige Äpfel. Eine willkommene Abwechslung zu unserer einseitigen Nahrung. Die Feldküche kochte nicht mehr. Ihr waren seit Tagen die Vorräte ausgegangen. Wir mussten uns aus dem Lande selbst ernähren. Das war keine große Schwierigkeit, die Vorrats- und Räucherammern waren voll. Aber immer nur Fleisch und nichts anderes. Einen Tag war das in Ordnung. Doch schon am zweiten Tag konnten wir Fleisch nicht mehr sehen und riechen. Brot gab es nicht und war auch nicht mehr in den verlassenen Speisekammern zu finden. Zum Kartoffelkochen hatten wir keine Zeit. Daher war dieser Apfelfund etwas Besonderes für uns. Natürlich nur für diejenigen, die mit in dieser Lehrerwohnung waren. Es durfte kein weiterer sehen oder erfahren. Denn so viele Äpfel waren es nicht, um sie zu verteilen. Die Ernährung wurde von Tag zu Tag zum größeren Zankapfel. Um jedes gefundene Glas

Obst entbrannte gleich Streit, wenn es ein anderer mitbekam. Und wir waren es überdrüssig, uns nur mit Fleisch zu ernähren. Wir marschieren wieder bis weit in die Nacht hinein. Wir hielten dann stundenlang in einem Wald an. Keiner von uns wusste weshalb. Doch eine übliche Rast ist es nicht. Feindeinwirkung konnte es auch nicht sein, denn wir hörten keine Schüsse oder Gefechtslärm. Nur weit ab erkennen wir, wie in jeder Nacht, die Feuerscheine der Brände, die als Hinterlassenschaft dem Russen übergeben werden.

Mit Kurt Deutler gehe ich an der Kolonne entlang nach vorn, um einmal nachzusehen, was los ist oder ob sich dort sogar ein Haus zum Aufwärmen befindet. Nach wenigen Minuten Marsch können wir die Ursache erkennen. Der Weg führte einen steilen Abhang hinunter. Beim Abfahren war ein Wagen ins Rutschen geraten und umgestürzt. Dadurch versperrte er uns den Weg für den weiteren Rückzug. Mindestens 20 Soldaten waren am Werk, um die Ursache zu beseitigen. Wir gehen an dem Wagen vorbei. Unten in der Schlucht ist ein Haus. Es war schön warm in der Küche. Nach dem langen Stehen im Freien tat die Wärme so gut. Eine Sitzgelegenheit finden wir in der Küche nicht, so setzen wir uns auf den Fußboden und lehnen uns an die Wand. Vor Erschöpfung schlafen wir ein. Als ich die Augen aufschlage, sehe ich nur noch etwas Holz im Herd glühen, was wir zuvor dort hineingelegt hatten. Das Holz war vollständig abgebrannt. Keiner außer Kurt Deutler und mir ist noch da. Ich stehe senkrecht vor Schreck und stoße Kurt an, um ihn zu wecken. Vorsichtig und leise schleichen wir uns aus dem Haus. Es hatte nicht viel geschneit, so dass wir die Spuren der Fahrzeuge gut erkennen können. Das Haus stand mitten im Wald allein, das zeigt uns ein Rundumblick trotz Dunkelheit. Noch stehen wir an der Hausecke und überlegen, was jetzt zu tun ist. Da hören wir Fahrzeuggeräusche aus der Richtung, aus der wir gekommen sind. In diesem Moment ist uns ganz unheimlich zu Mute. Wir gehen immer weiter in Deckung, je näher die Fahrzeuge kommen. Ein Reiter führt den Tross an. Wir erkennen ihn. Otto Büdderich ist es. Gleich geben wir uns zu erkennen und steigen zur Mitfahrt auf einem Wagen auf. Der Tross hatte sich festgefahren und war daher auch von der Truppe abgekommen. Unser Aufatmen dauerte nicht lange an. Vor uns tauchten im Dunklen acht Reiter auf. In

der Annahme, sie gehören zur Reiterabteilung, die uns suchen sollte, riefen wir sie an. Schon klickten die Hebel der Sicherung der Maschinenpistolen und das Положите руки (Porositsch Pyrike) für „Hände Hoch“ machte uns starr. Als Otto Büdderich das hört, gibt er seinem Pferd die Sporen und springt nach rechts seitwärts in den Wald. In diesem Augenblick konzentrieren sich die Russen auf den Flüchtigen und schießen mit mehreren Gaben ihm nach. Piehl saß neben mir und hat die Situation sofort erfasst. Er greift seine Maschinenpistole, die er in der Hand hält und schießt auf die vor ihm reitenden Russen. Unsere Pferde scheuen vor dem Geknatter und drohen durchzubrennen. Ich greife die Zügel, die Piehl wegen des Griffs zur Maschinenpistole losgelassen hatte und versuche, den Wagen zu steuern. Piehl wechselt das Magazin und schießt nochmals auf die russische Reiterstaffel. Nun hat auch der Wagen hinter uns die Situation erfasst und schießt mit mehreren Maschinenpistolen auf die Russen ein. Die Kugeln pfeifen über unsere Köpfe hinweg, so dass wir in Deckung gehen müssen. Die Pferde rasen, ich habe Mühe, die Zügel zu halten. Piehl greift mit in die Zügel und wir bekommen wieder einen gleichmäßigen Trab. Im Galopp kommt wieder ein Reiter von hinten, reitet neben uns her. Erneutes Schießen, Schreien, Zusammenbrechen und Stöhnen. Die Pferde konnte ich diesmal im Trab halten. Erst allmählich konnte ich sie beruhigen und das Tempo wieder verlangsamen. Zum Glück folgten die Pferde immer den Wagenspuren im Schnee und bogen bei der Kreuzung rechts ab. Wären sie geradeaus gelaufen, wären wir vielleicht schon wieder in einen Kampf verwickelt, in dem es nur um eines geht: Du oder ich? Immer im Trab geht es weiter. Gehalten oder gesprochen wird nicht. Wir sehen nur zu, dass die anderen zwei Wagen folgen und wir diesen versprengten Trupp mit den drei Wagen wieder der Truppe anschließen können. Ein weiterer Aufenthalt könnte unseren Tod bedeuten, die Russen sind uns verdammt nah auf den Fersen. Nach etwa 3-4 km erreichen wir den kleinen Ort Schmauch (Skowrony) im Landkreis Preußisch Holland, Regierungsbezirk Königsberg. Wir passieren das Ortseingangsschild mit gemischten Gefühlen. Fast verschlägt es uns den Atem, als wir die Fahrzeuge auf der Straße sehen. Erst auf gleicher Höhe erkennen wir, dass es unsere Abteilung ist. Mit großem Erstaunen werden wir

empfangen. Otto Bütterich ist vor etwa 10 Minuten im Galopp eingetroffen und berichtete, dass wir von den Russen gefangen genommen seien beziehungsweise nicht mehr am Leben seien. Durch das von ihm wahrgenommene Schießen und Schreien sei es zwecklos, uns zur Hilfe zu eilen. Doch wir sind wohlbehalten und auch unsere Pferde sind mit einem Schrecken davongekommen. Nur die Einschüsse an unseren Wagen konnten das nächtliche Duell bezeugen.

Unsere Kameraden nahmen uns in diesem ausgestorbenen Dorf mit in ein Haus, um uns eine Mädchenleiche zu zeigen. Sie war von den Angehörigen schon im Totenhemd aufgebahrt und schlief still und friedlich ihren ewigen Schlaf. Eine kleine und bereits gereinigte Einschusswunde an der Stirn zeigte uns die Todesursache. Was musste dieses kleine, 16-17-jährige Mädchel, vor ihrem Tode alles erst noch über sich ergehen lassen? Vielleicht hat sie sich noch gewehrt und glaubte daran, mit körperlicher Wehrhaftigkeit ihre Reinheit zu bewahren?

In meinen Gedanken sprach ich sie an: Könntest du mir sagen, wer deine Mörder sind? Jetzt im Angesicht deines Leichnams könnte ich sie sogar rächen. Meine Hände krampften sich zusammen voller Groll. Doch was hilft es, sie ist tot.

Deine Eltern haben dich noch so schön aufgebahrt, dann mussten sie flüchten oder wurden sie sogar verschleppt? Du zeigst uns aber, was hier geschehen ist. Schweigend nehmen wir Abschied von der Bahre und von dem Ort. Der Schrecken steht uns allen in den Gliedern.

Wir ziehen weiter. Doch in der Mitte der Ortschaft Schmauch halten wir schon wieder. Scheinbar berät die Führung, welches der bessere Weg für uns ist. Links biegen wir ab und sind schon wieder im freien Feld. Der Himmel ist bedeckt und es ist nasskalt. Ab und zu fällt etwas Schnee. Etwa 30-40 Meter abseits der Straße befindet sich ein Bauerngehöft. Die Gruppe „Heino“, der ich angehöre, soll das Gehöft prüfen und sichern. Alles ist offen und erscheint auf den ersten Blick leer zu sein. Nur die Haustür ist verschlossen. Wir klopfen. Stille. Gerade als einer von uns die Türe einschlagen will, öffnet einer ganz verschüchtert. Hinter der Tür steht ein alter Mann. „Deutsche Soldaten?“ war die ängstliche Frage. Seine Frau liege noch im

Bett. Sie seien aus Goldapp (Gołdap), 130 km südöstlich von Königsberg, und hier in das westliche Ostpreußen evakuiert worden. Auf der Flucht sei der Treck dann vom Russen überrannt worden. Sie haben dann hier in diesem Bauernhaus Schutz gesucht. Vielleicht ihr Glück, sonst hätte der Russe, ob alt oder jung, alle in ein Sammellager verschleppt. Zum Abschied sagte der alte Mann noch, dass er seit zwei Tagen keinen Russen mehr gesehen habe. Wir verabschieden uns und ziehen weiter.

Langsam fängt es an zu grauen und der Tag erwacht. Unsere Straße fällt abwärts in ein Tal hinein. Der Bach im Tal ist zugefroren. Wir fahren über eine stabile Holzbrücke. Das Wasserrad neben der Mühle steht still. Es gibt hier kein Leben mehr, oder doch? Die ersten Fahrzeuge waren schon ca. 500 Meter weiter auf das Dorf auf der Anhöhe gezogen, biegen ab und kommen zurück. Auch wir biegen rechts ab zu den Häusern hier im Tal. Auf einem großen Bauernhof halten wir. Aus dem Hause stürmen Frauen und Mädchen, als sie uns sehen. Auch zwei alte Männer treten aus der Tür heraus. Mit Tränen in den Augen fallen sie uns um den Hals. Sie freuen sich, endlich von der Angst vor den Russen befreit zu sein.

Der Spieß gibt bekannt, dass wir bis Mittag Ruhe hätten. Wir atmen auf und wollen uns ein Strohlager aussuchen. Da kommt gerade ein junges Mädchen und ruft uns in die Küche. Über 20 Mann werden hier schon abg gespeist. Ein Brot nach dem anderen, eine Wurst und ein Glas nach dem anderen werden aus dem Keller geholt. Zwei Frauen schmieren uns Butterbrote mit Fleisch und Wurst und überreichen sie uns. Immer wieder wird frischer Kaffee aufgebracht. Wie gut uns das tut, einmal wieder richtig zu essen. Und zudem Brot! Wir essen uns richtig satt. Die Menschen geben uns gern, man sieht es ihnen an. Als wir satt sind, drängen sie uns noch, die restlichen Butterbrote in unseren Brotbeutel zu verstauen für schlechte Zeiten.

Liebe in Zeiten des Krieges

Wir sind nun satt und wollen nur noch schlafen. Ich frage mich, wo die Front wohl verläuft. Doch dann verdränge ich die Gedanken, denn ich möchte bis zum Mittag schlafen. Alles, was an Betten im

Hause ist, wird zur Verfügung gestellt. Das junge Mädchen, das uns eben in die Küche gerufen hat, nimmt unsere Gruppe „Heino“ mit in ihre Wohnung nebenan. Es stellt sich heraus, dass sie 18 Jahre alt und verheiratet ist. Ihr Mann ist an der Westfront. Gleich zündet sie den großen Kachelofen im Schlafzimmer an. Wir ziehen unsere durchnässten Schuhe, Mäntel und Feldblusen aus. Wir legen uns mit fünf Mann in das Ehebett. Nur für den sechsten von uns ist kein Platz mehr. Das junge Mädchen weiß Rat und holt für Bauer Jupp ein Kissen und Decken und bettet ihn neben dem Kachelofen auf dem Fußboden. Sie legt noch einmal ordentlich Holzscheite nach und geht. Schon bald schlafen und schnarchen wir allesamt. Wir sind auch total übermüdet.

Was mit mir wieder ist? Ich weiß es nicht. Trotz der Müdigkeit kann ich nicht schlafen und döse so vor mich hin. Ich habe eine innere Unruhe. Die Ereignisse der letzten Nacht tragen sicher dazu bei, nicht einzuschlafen. Ich möchte am liebsten mit der ganzen Welt abrechnen, wenn ich nur die Macht dazu erhielte. Jedes Unrecht, welches ich erlebe, löst bei mir sehr viel Unbehagen aus.

Ganz leise geht die Tür zum Schlafzimmer auf. Die junge Frau kommt herein und will noch einmal Holz im Kachelofen nachlegen. Ich stelle mich schlafend, um niemanden zu stören. Bauer Jupp muss aber zu nahe am Ofen gelegen haben. Ganz sachte schiebt sie ihn zurück. Bauer Jupp wird trotzdem wach. Zwischen den beiden beginnt ein leises Gespräch, dessen stiller Zeuge ich werde. Lange dauert es nicht, als Jupp schon Annäherungsversuche unternimmt. Sie ließ es sich gefallen, in dem Glauben, dass wir alle am Schlafen seien. Mit dem Hinweis auf die Freude, deutschen Soldaten zu begegnen, gab sie sich ihm hin. Sie habe sich bis jetzt vor den Russen verbergen können, sei aber leider noch nicht in Hoffnung von ihrem Mann. Daher wolle sie lieber ein Kind von einem deutschen Soldaten als von einem Russen. Sie habe auch erst im letzten Herbst geheiratet und die Zeit des Heimaturlaubes ihres Mannes habe nicht gereicht, um ein Kind zu zeugen. Danach zog sie sich wieder an und verschwand so leise, wie sie gekommen war. Bauer Jupp schlief anschließend zufrieden ein.

Was sind meine Gedanken jetzt und warum? Konnten die beiden es ihren Familien gegenüber verantworten, was sie jetzt getan

hatten? Wie war es möglich, sich so schnell einem fremden und unbekanntem Mann hinzugeben? Wenn sie jetzt schwanger wird, wird das Kind vielleicht niemals erfahren, wer der Vater ist. Ich jedenfalls war froh, bis jetzt mein Gewissen nicht durch so eine Tat belastet zu wissen. Wie es schien, dachte Bauer Jupp anders. Gegen Mittag ziehen wir weiter. Wieder mit Tränen in den Augen winken uns unsere Gastgeber ein „Lebewohl“ zu. Voller Dank winken wir zurück. Nur einer fehlte bei uns, es ist Bauer Jupp. Scheinbar ist er noch allein bei der jungen Frau. Wir sind schon fast in dem 500 Meter entfernten Ort Neu Teschen (Nowy Cieszyn) auf der Anhöhe, da kommt Jupp im Laufschrift hinter uns her. Im Dachfenster unserer kleinen Herberge sieht man eine junge Frau mit Taschentuch winken. Der Abschied galt wohl vorrangig Bauer Jupp und er erwiderte das Winken, bis die Häuser dieses Ortes die Sicht versperren.

Am Ortsende, hinter dem letzten Haus, führt die Straße wieder durch einen Wald und fällt zu einem neuen Tal ab. Es geht diesmal nicht so zügig voran wie noch in der vergangenen Nacht. Immer wieder müssen wir stehen bleiben. Von einer Marschordnung kann keine Rede mehr sein. Ein jeder sieht nur zu, dass er mitkommt. Wie, da kümmert sich niemand mehr darum. Nicht einmal mehr der Nachbar nebenan. Ein jeder hat mit sich selbst genug zu tun. Wer liegen bleibt oder sich verläuft, ist rettungslos verloren. Wir hatten es in der letzten Nacht bei der Begegnung mit den russischen Reitern erlebt. Es dämmt schon wieder, als wir Gut Schönau erreichen. Das Gut ist gerade mal 6-7 km von Neu Teschen entfernt. So langsam sind wir diese Nacht vorangekommen. Als wir näher zum Gut kommen, nimmt der Krieg wieder zu. Abschüsse, Einschläge und Infanteriefire bestimmen den frühen Morgen. Unsere Geschütze schießen auch wieder über uns hinweg. Links am Wohnhaus sieht man deutlich die Spuren der Einschläge. Der Krieg wird wieder sichtbar. Auf der rechten Seite brennt eine Scheune. Zivilisten sind noch da, Tote liegen herum. Der Schnee ist schwarz und rot gefärbt. Mit zwei Toten am anderen Ausgang des Gutshofes beschäftigten sich einige Soldaten und Offiziere. Die zwei in deutscher Uniform ohne Hoheitsabzeichen haben auf russischer Seite gegen uns gekämpft und geschossen.

Das ist unser erstes Zusammentreffen mit der „Seydlitz-Armee“. Die Toten schweigen, doch ihre Soldbücher geben ihre Heimatanschrift an. Ein Grab bekommen die beiden Toten nicht. Sie sind nicht mehr unsere Kameraden, denen man einen letzten Dienst erweist. Oder waren sie noch nie unsere Kameraden, weil sie verkleidete Russen sind? Wir wissen es nicht und werden es auch nie erfahren.

Wir müssen immer wieder in Deckung gehen und dabei unsere Nase in den Schnee stecken. Zur Nacht richten wir uns ein Lager im Stall auf einer Betondecke ein. Es ist einfach, wir legen uns auf etwas Stroh nieder. Von unserer Truppe werden ein paar Reiter abgestellt. Sie sollen einen Verwundetentransport begleiten, der Verwundete im Kessel von Ostpreußen abholen soll. Die Verwundeten legt man dazu auf Schlitten und ab geht der Geleitzug. Nie wieder hörten wir etwas von den ausgewählten Reitern. Sie sie angekommen oder aufgeschnappt? Wer weiß es?

Die „Seydlitz-Armee“.

In der Endphase des Krieges wurden die Ostfrontkämpfer vor der „Seydlitz-Armee“ gewarnt. General Walther von Seydlitz war Anfang Februar 1943 in Stalingrad in sowjetische Gefangenschaft geraten. Er hatte sich als Vizepräsident dem Nationalkomitee zur Verfügung gestellt, das im Juli 1943 von kommunistischen Emigranten und deutschen Kriegsgefangenen gegründet wurde. Ihr erklärtes Ziel: Deutschland solle Hitler stürzen und aus eigener Kraft dem Krieg ein Ende bereiten.

Nicht sehr viele deutsche Soldaten, die in russische Kriegsgefangenschaft gerieten, schlossen sich dieser Armee an. Daher wurde ihre Stärke auch nur in Kompanien und nicht in Divisionen gezählt.

Hitler hatte es verboten, Gefangenenpost aus Russland weiterzuleiten. Das hätte seiner Theorie widersprochen, dass der Russe alle Soldaten unbarmherzig vernichtet. Daher wurden Grüße von Kriegsgefangenen von der Seydlitz-Armee per Rundfunk über Kurzwelle gesendet. Im Westen wurde so die Propaganda des Hitler-Regimes erschüttert.

Soldaten der „Seydlitz-Armee“ betrieben im rückwärtigen Gebiet der Wehrmacht Feindaufklärung für die Rote Armee. Andere wirkten im Auftrag des Nationalkomitees, erarbeiteten Losungen, verteilten Flugblätter und Zeitschriften, beförderten Gefangenenpost in die Heimat und versuchten Landser in den russischen Gefangenenlagern anzuwerben. Kampfhandlungen sollten sie aus dem Wege gehen, doch waren sie zwecks Selbstverteidigung bewaffnet. Viele dieser Gruppen operierten in Partisanengebieten und bereiteten manche Guerilla-Aktion mit vor. Da sie sich als deutsche Soldaten tarnten, wusste jeder, was ihn erwartete, wenn er einem Soldaten der Wehrmacht in die Hände fiel.

Rings um uns kracht und blitzt es. Ein Teil des Gebälks über uns stürzt zusammen, verfängt sich aber in den Balken der Zwischendecke. Ich bin inzwischen phlegmatisch geworden. Ist mein Lebensmut gebrochen? Müde bin ich. Fast zu müde zum Sterben, wenn es so etwas gibt. Schlafen? Nein, es geht nicht bei mir. Nur ein Ausruhen der Füße. Die Nerven sind überspannt. Das Aufstehen, um die Wache abzulösen, fällt mir unheimlich schwer. Draußen kann ich keine Hand vor den Augen erkennen, so ein heftiger Schneesturm tobt wieder. Dafür hat das Schießen auf beiden Seiten nachgelassen.

Die Füße wollen nicht mehr. Wund sind sie vor Nässe und Kälte. Denken kann ich auch nicht mehr, vielleicht vor Übermüdung. Wir sind alle total abgestumpft. Die Strapazen und die Angst sind zu

viel. Ich stelle mich auf Wache mit meinen Leidensgenossen in einem Winkel der Ställe und Scheunen so, dass uns das Schneetreiben nicht direkt ins Gesicht blasen kann. Oft hören wir Schritte von Soldaten, die über den Hof laufen. Sehen können wir bei dem Schneetreiben keinen. Wer es ist und was das zu bedeuten hat, ist uns inzwischen gleich. Vielleicht sogar ein russischer Spähtrupp. Wenn man uns nur in Ruhe lässt. Mein Kamerad in der Wache hat noch eine Uhr, daher wissen wir, wann wir die Ablösung wecken müssen. Den Rest der Nacht wird weiter gedöst, ohne zu denken oder zu schlafen. Das Schnarchen der Schläfer und Stöhnen der Verwundeten ist meine Nachtmusik.

Dabei schießen mir die Gedanken durch den Kopf. Geht es den Toten eigentlich besser als uns? Ihnen kann Schnee und Kälte nichts mehr anhaben.

Es wird hell und es geht wieder weiter. Wir verlassen Gut Schönau. Der Russe scheint verschwunden zu sein. Wer weiß, was er als nächstes mit uns vorhat. Wir haben heute den 30. Januar 1945. 12 Jahre Nazi-Regierung und sechs Jahre Krieg, Not und Elend. Das Datum nenne ich, weil es mit einem erschreckenden Erlebnis so bewusst in Erinnerung geblieben ist.

Die Schlagkraft der T-34-Panzer

Einige Kilometer sind wir wieder über die Straße gezogen. Im Augenblick peitscht kein Schneesturm. Es ist etwas heller. Die Straße führt in einer leichten Rechtskurve an einem Friedhof entlang. Nach der Friedhofsseite fällt das Gelände leicht ab. Dahinter scheinen verschneite Wiesen und Felder zu sein. 100 Meter links von der Straße beginnt ein Wald, das Gelände ist leicht ansteigend. Wir passieren gerade den Friedhof, dann Abschüsse und Einschläge in einer Folge. Splitter, Geräte, Holz und Eisenteile wirbeln nur so um unsere Köpfe. Wie ein Blitz nimmt jeder, der nur eben kann, mit einem Sprung Erdberührung auf. Ich springe gleich die Straßenböschung hinunter. Ein kleiner Blick aus dem Schnee zur Orientierung, dort links aus dem Wald müssen die Abschüsse gekommen sein. Da steigt noch der Pulverdampf empor. Was ist denn da? Motorengebrumm ist zu hören. Da fahren sie, schön getarnt, zwei oder drei T 34- Panzer in den

schützenden Wald. Sie sind schon verschwunden, als unsere Geschütze aufgeprotzt sind und noch ein paar Schüsse zur Verfolgung nachjagen. Nur das Bersten der Granaten und abknickende Tannen können wir als Antwort senden. Die Panzer werden keinen Kratzer abbekommen haben. Doch wie sieht es bei uns aus? Die 8. Batterie marschierte vornweg, dann die 7., dann wir und zum Schluss die 9. Die Schüsse galten wohl unserer Kolonne und waren sehr gezielt. Alle vier Geschütze unserer 7. Batterie waren vernichtet. Ein Drittel unserer Schlagkraft war verloren. Das, was an Trümmern noch auf der Straße liegt, wird an die Seite geschoben; tote Soldaten und Pferde in den Straßengraben gelegt, um den Weg freizubekommen. Die Ruhe ist für die Toten, die Lebenden müssen weiter. Mit gesenkten Köpfen und einem nicht zu beschreibenden inneren Gefühl gehen wir an ihnen vorbei und überlassen sie der Einsamkeit.

Vor uns liegt das nächste Dorf. Zuerst erkennen wir den schlanken Kirchturm, der wie ein mahnender Finger über die Häuser hinausragt. Wen will er wohl mahnen, uns, die drüben im Osten oder die Welt? Der Friedhof, an dem wir kurz zuvor beschossen wurden, gehört ebenfalls zu diesem Dorf. Dort ruhen sie, die hier im Dorf gelebt haben. Ruhen hier wirklich alle Toten des Ortes? Das Ortsschild ist noch zu lesen und gegen Mittag des 30. Januar 1945 ziehen wir in Rogehnen ein. Dieser Ort soll für mich zur unvergessenen Mahnung werden und sich in mein Gedächtnis und Gemüt einbrennen. Noch Jahre danach wache ich im Traum auf und bin in Schweiß gebadet. Es sind immer wieder die Erlebnisse, die mich aus Rogehnen verfolgen.

Die Toten von Rogehnen (Rogajny)

Der Russe schien sich ganz verzogen zu haben. Fast wie im tiefsten Frieden ziehen wir in das verlassene Dorf. Von der Hauptstraße ziehen wir rechts in die Dorfstraße ein, die Dorfkirche ist zur linken Hand. Wie immer, wenn die Quartiere verteilt werden, stockt es vorn. Die Hauptstraße wird aber schnell frei gemacht, so dass wir nachrücken können. Hinter uns will noch eine endlos erscheinende Kolonne ins Dorf einziehen. Wieder stockt der ganze Zug. Wir kommen nicht weiter. Immer noch

stehen wir auf dieser Seitenstraße. Ob unsere Herren nicht wissen, wo wir hinsollen? Die ganze Kampftruppe scheint jetzt bis ins Dorf aufgerückt zu sein. Mit Kurt Deutler, unserem Zugführer, schlendere ich gerade an unserer Kolonne entlang. Wir inspizieren einige Häuser. Alles ist leer. Es scheint genauso verlassen wie in den anderen Orten zu sein. Die Bevölkerung war schon geflüchtet oder verschleppt, oder? Als wir so gehen, zeigt ein Kamerad auf einen etwas aufgekratzten Schneehaufen. Wir sehen nach, ein Toter, ein alter Mann, erschossen. Er ist schon gefroren, somit schon ein paar Stunden her, vielleicht gestern. An der nächsten Hausecke eine Frau, ebenfalls tot. Ihr Kind noch fest an sich gepresst, beide erschossen. Keiner spricht. Etwas dreht sich in mir. Ich weiß nicht was. Meine Kehle schnürt sich zu, sie scheint auf einmal trocken zu sein. Wir schlendern weiter. Plötzlich bricht die Hölle über uns herein. Grollen, Krachen, Blitzen, Bersten, Reißen, Drücken, Pressen, Pfeifen und Schreien, alles auf einmal. Es ist nicht möglich, diesen Augenblick zu beschreiben. Die Hölle zeigte sich mit allen Urgewalten der Kriegsmaschine. Robbend durch den Schnee suchen wir an einer stabilen Hausfront etwas Schutz. Auf der Straße fahren die Pferde mit den noch anhängenden Wagen wie wild ineinander. Da kommt schon der zweite Feuerschlag. Die Glieder können nicht so schnell die rettende Deckung finden, wie der Selbsterhaltungstrieb es haben möchte. Kurt Deutler springt durch ein offenes Kellerfenster. Ehe die Einschläge alles wieder wild durcheinanderwerfen, habe ich auch den rettenden Keller erreicht. Was mögen die Bewohner hier in dem rettenden Keller alles so hoch aufgepackt oder gelagert haben? Ich finde unter dem Fenster kaum noch Deckung. Ich drücke meinen Kopf noch tiefer in das hier aufgestapelte Zeug. Kurt hatte noch Zeit gehabt, hinter eine dicke Wand zu kriechen. Mit dem nächsten Einschlag kracht gerade ein dicker Brocken aus dem Mauerwerk über dem Kellerfenster auseinander. Der Luftdruck nimmt den Rahmen des Fensters mit und wirbelt mich mit ihm einige Meter weiter in den Raum hinein. Ich falle und rutsche vor dem aufgestapelten Etwas aus. Aufgeregt suche ich nach einem Halt. Dabei rutsche ich über etwas weiches, bis ich festen Steinboden erreiche. Ich will mich aufrichten und an irgendetwas hochziehen. Da fasse ich ein Stück Holz. Doch Holz

ist es nicht, es fühlt sich nicht so kalt an. Ich stütze mich auf meine Hände, denn nur ein Bein steht auf festem Boden. Hier scheint überall etwas auf dem Boden herumzuliegen. Da fasse ich in etwas Feuchtes, Schmieriges hinein. Ekelhaft klebt das Zeug zwischen meinen Fingern. Ich fasse an eine andere Stelle, es fühlt sich an wie Haare, ist aber jedenfalls trocken. So komme ich wieder auf die Beine. Ich stehe wieder auf etwas Weichem, Wabbeligem. Die starken Feuerschläge draußen sind zu einem Störungsfeuer abgeklungen. Da fällt mir meine Taschenlampe ein. Umständlich, weil ich immer noch nicht sicher stehe, krame ich sie aus der Tasche hervor. Entsetzen überfällt mich, ein furchtbarer Anblick im Schein der Lampe. Kalt läuft mir der Schweiß über den Rücken. Ich rufe Kurt. Wie gebannt, starr vor innerem Entsetzen, aber auch voll vor aufkommenden Groll und Rache sinnend, lasse ich den Schein der Lampe durch den Raum gleiten. Wo ich auch hinleuchte, der gleiche Anblick, das gleiche Entsetzen.

Sehr viel an Grauen habe ich in den letzten vier Jahren dieses Krieges ansehen müssen. Das Erschießen der Juden im Panzergraben bei Feodosia auf der Krim. Die verscharzten, ermordeten Soldaten im gleichen Ort. Die gefallenen, nackten von Sonne und Hitze aufgeblasenen Flintenweiber vor Sewastopol, die Hinrichtung der gefangenen Russen vor einigen Tagen, die tote Mutter bei Lötzen und das tote aufgebahrte Mädchen in Schmauch. Aber alles reicht nicht an diesen Anblick heran.

Kurt ist sofort gekommen. Er steht noch einen Meter näher an der Kellertür als ich. Noch immer leuchte ich mit meiner Lampe den Kellerraum ab. Kurt fasst mich am Arm und zieht. Ich widersetze mich, als könnte ich mich von dem Anblick des Grauens nicht trennen. Mit einem Ruck zieht er mich zu sich an die Kellertür. Erst dann begreife ich, worauf ich gestanden habe und weshalb der Boden unter mir so wackelte.

Ja, ich stand auf einem jungen, vom Körperbau zu beurteilen, sehr hübschen Mädchen, vielleicht 18 Jahre alt. Das Kleid und der Rock waren zerrissen und hochgeschlagen. Der Schlüpfer zwischen den Beinen eingerissen und am Körper hochgeschoben. Die Beine weit auseinandergezogen. Der Kopf hing schlaff herunter und war nicht mehr als menschliches Antlitz zu erkennen. Man kann ihn nur noch

als Blutklumpen bezeichnen. Mehrere Einschüsse am Hinterkopf haben das Gesicht und die Stirn mitgerissen. Noch einmal schüttelt es Kurt und mich, dann finden wir die Sprache wieder. Der Kellerraum, etwa 5 x 5 Meter groß, war voller Leichen geworfen. Bis zu unserer Brusthöhe waren die Leichen kreuz und quer übereinandergestapelt, sechs bis sieben Reihen aufeinander. Das Bild, was sich im Schein unserer Taschenlampe bot, ist so grausig, dass es sich niemals richtig beschreiben lässt. Aus dem Leichenberg baumelt der Kopf eines Greises. Der Weiße Bart und die weißen Haare waren mit Blut beschmiert. Die Augen traten weit aufgerissen aus dem Kopf hervor. Es sah dennoch so aus, als ob diese Augen um Hilfe anhielten. Ein Kinderärmchen hing schlaff herunter und berührte die Stirn einer Frau. Sollte dieses unschuldige Kind noch die bereits tote Mutter streicheln? Dort, diese junge Frau hat die Hände weit über dem Kopf ausgestreckt und zu Fäusten geballt. Wird sie so einen Fluch über die Mörder gesprochen haben? Auch ihr Unterkörper zeigte sich uns nackt. Alle weiblichen Toten, vom Schulkind angefangen bis zur alten Frau, haben zerrissene Kleider und Wäsche. Der Unterleib ist bei allen nackt. So wie es hier aussieht, wurden alle Frauen vor ihrer Ermordung noch vergewaltigt. Wie wohl die Opfer erst noch um ihre Frauenehre gerungen und gekämpft haben, zeigen die zerrissenen Kleider und Blusen. Inzwischen hat auch Kurt seine Taschenlampe herausgekrant. So leuchten wir beide noch einmal über den Leichenhaufen und prägen uns die grausigen Bilder ein. Dabei läuft mir wieder der kalte Schweiß über den Rücken und es entsteht das gleiche Rachegefühl wie eben. Ich kann, so glaube ich, bei keinem mehr, wenn er ein Russe ist, menschlich sein. Werden wir uns für diese Taten rächen können? Werden wir jemals auf die Mörder treffen oder durch unsere Rache ebenfalls unschuldiges Blut vergießen und uns so selbst zum Mörder machen? Ist es nicht besser, die Rache dem zu überlassen, der über allem steht? Er ist gerecht und wir sind es nicht. Er kennt die Schänder und Mörder dieser Menschen, wir nicht. Jetzt fühle ich auch wieder das Feuchte und Klebrige an meiner Hand. Ich habe das Bedürfnis, es schnell abzuwaschen. Vor allem jetzt, wo ich weiß, dass es von dem zerschossenen Gesicht des jungen Mädchens stammt.

Dennoch reizt es uns, in diesem Keller noch nach dem Rechten zu sehen. Gleich bei der nächsten Tür, die wir öffnen, habe ich Glück. Es ist die Waschküche mit einer Pumpe. Ich wasche mich und trockne mir die Hände an einem alten Hemd, was da noch herumliegt. Jetzt bin ich wieder in der Lage, auch die anderen Kellerräume mit Kurt zu inspizieren. „Mein Gott, sind wir wieder im gleichen Kellerraum gelandet?“ Nein, der ist es nicht, denn wir hatten die Waschküche ja zur anderen Seite verlassen. Dennoch das gleiche Bild. Ein Leichenberg, tote Greise, tote Kinder, leblose zerschossene nackte und geschändete Frauen und Mädchen. Schnell die Tür zu, denn das Grauen aus der ersten Kammer ist noch nicht verarbeitet. Wir können dieses schreckliche, grauenvolle Bild nicht noch einmal ansehen. Wie ein gehetztes Wild benehmen wir uns schon fast. So gut es geht, wird die Tür wieder zugeschoben.

Fotos, wie es heute mit dem Mobiltelefon üblich ist, waren im Krieg nicht möglich. Ein Fotoapparat mit eingelegtem Film, wie zu dieser Zeit vorhanden, hätte auch die Strapazen der Mannschaftsgrade im Kampfeinsatz nicht überstanden. Außerdem, wie sollte ein Schwarzweißfilm zur Entwicklung gelangen? Aus dem Frontgebiet gelangten nur Meldungen, die der Propaganda nützten.

Die Rote Armee eroberte diesen Ort bald zurück. Durch die schlimmen Kampfhandlungen in Roggehen wurden der Ort vollständig zerstört und die Leichen unter Schutt und Asche vergraben.

Wurden Schändungen von Offizieren der Wehrmacht erfasst, so wurden diese für die Propaganda genutzt und gelangten unter anderem in die Wochenschauen, um den Kampfgeist zu sichern. So erreichte zum Beispiel am 21. Oktober 1944 die Rote Armee das deutsche Dorf Nemmersdorf (Majakowskoje) unweit von Königsberg. Zwei Tage später gelingt es der Wehrmacht, dieses 700-Seelen-Dorf zurückzuerobern. In der Wochenschau wurde dargestellt, was den Deutschen blüht, wenn die Rote Armee einmarschiert. Historiker gehen von bis zu 30 Toten aus, davon 26 durch Genickschuss. Die Wochenschau zeigte Bilder von Frauen und Mädchen, deren Röcke hochgeschoben, die vergewaltigt und später erschossen wurden. Im Bericht werden 72 getötete Zivilisten erwähnt. Ob alle Aufnahmen aus dem Ort stammten oder ob hier einiges hinzugefügt wurde, bleibt offen. Dennoch ist das Leid, welches an Frauen und jungen Mädchen im Krieg verübt wurde, weitgehend ungesühnt geblieben.

Da öffnet Kurt auch schon die nächste Tür. Er schreit kurz auf und geht in Deckung, als eine nackte Mädchenleiche an ihm

herunterrutscht und auf den Kellerboden fällt. Wir schauen uns an, ohne dass einer dem anderen etwas sagen muss und verlassen fluchtartig den sicheren Keller. Das war zu viel des Grauens, auch für uns „alte Krieger“. Lieber draußen die Unsicherheit, als hier die Sicherheit zwischen den nackten Leichen. Als wir das Gebäude verlassen, erkennen wir, dass wir uns in der Dorfschule befanden, welches die Russen als Lagerplatz für die geschändeten Leichen nutzen.

Hier draußen findet immer noch ein leichtes Störungsfeuer statt. Doch die Einschläge dieses Kampfes fanden zumeist in der anderen Dorfhälfte statt.

Wir atmen erst einmal wieder die kalte, frische vom Pulverdampf gewürzte Luft ein. Noch ist hier draußen keine Ordnung zu erkennen. Hier zeigt sich das traurige Bild des Krieges. Aufgerissene Pferdekadaver. Einige noch in Schmerzen wild um sich schlagende Tiere. Umgestürzte und zerrissene Fahrzeuge und vom Pulverdampf geschwärzter Schnee bieten sich unserem Blick. Zerrissene und geborstene Häuserwände und lichterlohe Flammen aus einigen brennenden Häusern. Dichte, schnell aufsteigende Rauchwolken vereinen sich zu einer einzigen Wolke im klaren Himmel über Ostpreußen und berichten über die Vernichtung. Rings um uns überall Leichen und sich in Schmerzen windende verwundete Soldaten. Einige still für sich jammernd, andere aufbäumend in wilder Hast um sich schlagend. Je nach Temperament des Einzelnen zum Leben geht er mit den Schmerzen um, eben laut oder leise. Doch mein Ziel bleibt, leben nur leben, heimkehren und nicht hier draußen im Schnee sterben. Am seitlichen Dorfrand ist unsere neue Stellung. Ein älteres Haus dient als Quartier. Die eine Seite des Hauses war eine Schreinerwerkstatt, die jedoch von Granaten zerrissen wurde. Die andere Hälfte ist die Wohnung. Die Menschen, die hier vielleicht froh und zufrieden waren, und dieses Haus erschaffen hatten, liegen jetzt vielleicht im Keller der Schule. Wir werden es nicht erfahren, denn fragen können wir keinen mehr. Wir befinden uns im zweitletzten Haus am Dorfrand, gleich hinter dem Nachbarhaus beginnt das freie Feld. Hier kann man weit sehen und hören.

Nur von Japan ist bisher bekannt, dass es sich 2015 für die Gräueltaten an Mädchen und Frauen durch Soldaten entschuldigte und einen Fond von 7,6 Millionen Euro Wiedergutmachung an noch lebenden Personen zahlte.

Dass die SS keine Moral kannte, zeigen die Vergehen an jüdischen Frauen, die sie zuhauf missbrauchten, bevor diese erschossen oder vergast wurden. Die Aussichtslosigkeit von jüdischen Frauen wussten deutsche Offiziere umfassend zu nutzen. Im Buch „Befehle von oben von Franz Traut beschreibt der gefallene Leutnant Lempke, wie sich Offiziere im Getto von Krakow an jüdischen Frauen vergingen. Schuldgefühle gab es bei diesen Herren wohl nicht. Die Lehren, welche aus diesen Erlebnissen unserer Eltern und Großeltern gezogen werden sollten, lauten, frühzeitig jeglicher Tendenz zu Gewalt und Terror aktiv begegnen.

Von der Ferne klingt der Kanonendonner aus der Festung Elbing herüber. Rauchwolken zeigen die Richtung der Stadt an. Der Rest dieses Tages, dieses 30. Januar 1945, läuft so dahin. Und das Erlebnis in dem Keller, welches wir unseren Kameraden erzählten, wurde einfach wahrgenommen, denn jeder hatte schon auf seine Weise ähnliche oder schlimmere Erlebnisse zu verarbeiten. Immer wieder Störungsfeuer der Russen. Dann und wann etwas stärker. Wenn es näher in unserer Gegend liegt, suchen wir Schutz im Kamin. Der ist unten breit ausgebaut als Räucherammer. Das Fleisch hängt noch darin. Ein Keller ist nicht unter dem Haus, wie unter keinem der älteren Häuser. Scheinbar ist hier der Grund zu feucht.

In der Nacht zum 31. Januar 1945 werden verstärkt Wachen eingeteilt. Die Hälfte der Mannschaft, einschließlich der Reiterabteilung, die allerdings wegen der hohen Verluste kaum noch da ist, stehen auf Wache. So wechseln wir alle zwei Stunden. Der klare Himmel zieht sich im Laufe der Nacht wieder zu. Gegen Morgen setzen auch schon wieder schwere Schneeschauer ein. Außer der Störungsfeuer ereignet sich über Nacht nichts.

Wenn es still ist, hören wir das Brummen vieler Fahrzeuge. Ist es der Iwan oder soll die Parole stimmen, dass uns eine Panzerabteilung zur Verstärkung zugeteilt wird? Aber von Richtung Elbing würden niemals deutsche Panzer kommen!

Nach Tagesanbruch des 31. Januar sehen wir dann, was auf der anderen Seite geschehen ist. Kaum einen Kilometer um uns herum getarnte Stellungen. Sie schweigen vorerst noch. Bei uns ist

alles in banger Erwartung auf das Kommende. Jeder Schneeschauer am 31. Januar wird als Tarnung genutzt, um Schützenstellungen im Schnee zu bauen, wo das Gelände eine natürliche Deckung zulässt. Denn in den gefrorenen Boden kann man sich nicht eingraben. Weshalb ziehen wir uns nicht zurück? Vielleicht in der kommenden Nacht. Das Unheil droht doch vor unseren Augen. Am Nachmittag und in der späten Nacht nimmt das Störungsfeuer von der Gegenseite zu. Bei uns ist Schießverbot. Munition muss gespart werden. Die Wache ist wie gestern wieder eingeteilt. Alle sind gespannt, was der 1. Februar 1945 für uns bringen wird.

Im Angesicht der Übermacht am 1. Februar 1945

Der 1. Februar erwacht im Grauerden. Ich habe gerade Wache und stehe neben einem Schützenloch. Wer weiß, wie lange wir noch in dem kalten Schnee liegen können. Über Nacht ist die Luft feucht geworden. Es scheint zu tauen. Von uns in Richtung Iwan ist leichter Nebel aufgezogen. Die Sicht beträgt keine 100 Meter. Wir erkennen nur die ersten Häuser von Rogehnen hinter uns. Es sind auch kaum 50 Meter bis dahin. Auf einen Schlag beginnt ein unheimliches Donnern vor uns und direkt ein Rauchen und Pfeifen über uns. Das Bersten findet hinter uns statt. Es ist wie ein unheimliches Gewitter, was über uns hereinbricht. Der Anfang vom Ende?

Instinktiv springen wir in unsere Deckungslöcher. Die Einschläge liegen fast alle im Dorf. Nur vereinzelt zielen sie kürzer und schlagen in und um unsere Stellungen ein. Über eine halbe Stunde zieht das Stahlgewitter über uns hinweg. Denken geht in einer solchen Situation nicht. Es ist auch kein überlegtes Bewegung möglich. Es ist nur noch ein instinktives Nervenzucken. Wir sind fertig und leben nur noch im Unterbewusstsein weiter. Was nun kommen soll, lässt sich mit Worten kaum beschreiben.

Es klart sich etwas auf, so dass wir mehr sehen können. Die Einschläge hinter uns teilten sich breiter auf und so bekommen wir auch in unserer vorderen Schützenstellung mehr ab. Wäre es zum Schutz nicht erforderlich, den Kopf einzuziehen, würde ich unaufhörlich auf das Feld vor mir starren. Dort drüben, das Auge kann es kaum erkennen, ist Bewegung. Eine Bewegung, die uns

vernichten, ja auslöschen soll. Sie kommt! Sie kommt auf uns zu. Sie kommt als laufende, sich sprungweise vorarbeitende Infanteristen. Sie kommt mit 15 - 20 Panzern auf unseren Abschnitt zu. Es sind so viele, dass ich die genaue Zahl nicht bestimmen kann. Die schweren Ketten zermahlen den Schnee. Die Kugeln und Ketten werden auch uns zermahlen.

Wir schossen zurück mit Maschinengewehren, Maschinenpistolen und unseren Karabinern. Die Handgranaten sind noch fest in der Koppel und einige lose im Schützenloch. Wir schießen nicht gezielt auf einen bestimmten Punkt, sondern einfach nur über das freie Feld in die Höhe der Bewegung. Wir schossen und schossen. Manche Bewegung bleibt liegen, so wie es aussieht für immer. Manche zappeln vor Schmerzen, die ihnen unsere Schüsse zufügen. Donnern, Krachen, Knallen, Bersten, Motorengeräusche, Schreien und Stöhnen und immer wieder ein lautes „Uräh“ um den nächsten Vorstoß einzuleiten. Alles scheint über uns zusammen zu brechen. Die Bewegung vor uns kommt ins Stocken. Wir schießen weiter. Bei einem Rückblick stellen wir mit Erschrecken fest, das rund um Rogehnen der Kampf tobt. Wir sind mittendrin. Die schweren Panzer, die eben noch hinter uns waren, kommen jetzt direkt auf uns zu. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Schießen, sich drücken oder alles über sich ergehen lassen? Die Zeit verstreicht so langsam, es ist so erdrückend. Ich erinnere mich an mein Ziel. Nur noch das eine, nicht getroffen werden, nicht in die Hände der Russen fallen und leben, leben! Wieder von Neuem kommt die Bewegung in einem Stoß auf uns zu. Jetzt aber sehr rasch. Schießen, schießen. Die Panzer stehen jetzt sehr nah vor uns. Sie fahren weiter. Einige werden von unseren Schützen getroffen und brennen. Doch immer Neue kommen, die Kette scheint unendlich zu sein. Sie rollen immer weiter. Wir schießen und schießen. Doch die ersten rollen durch unsere Stellungen. Jetzt weiß ich nicht mehr, was ich tun soll. Hinter den ersten Panzern tauchen noch sehr große, klotzige Panzer auf. Es müssen Stalinpanzer sein. Von den Erzählungen ist bekannt, dass diese IS-Panzer fast 10 Meter lang sind und nur sehr schwer zu bekämpfen sein sollen. Ein Panzer kommt direkt auf meine Stellung zugerollt. Jetzt weiß ich wirklich nicht mehr, was ich noch machen soll. Aus? Ich springe auf, laufe zurück, werfe mich hin und laufe wieder. Hinwerfen,

laufen, immer wieder. Zurück zu den Häusern. Ist dort Rettung? Es geht gut, ich komme unverletzt zu dem Haus, in dem wir unser Quartier in der letzten Nacht hatten und erreiche die schützende Häuserecke. Gleich wird wieder geschossen. Ich hatte gar nicht gemerkt, dass alle aus unserer Stellung zurückgekommen waren, zumindest alle, die noch lebten. Nun erhielten wir Verstärkung. Wir schießen und schießen, zurück geht es nicht mehr. Dann wären wir verloren.

Bis zum Mittag wechselten die Häuser mehrere Male die Besitzer. Von unserem Haus stand nur noch der Kamin, der Rest war zerstört. So erging es auch vielen anderen in diesem Dorf. Es brannte lichterloh.

Jetzt wieder Gegenangriff. Schießen, schießen. Die erste Stellung von heute früh wird wieder erreicht. Ich gehe nicht mit vor und ziehe mich ein paar Häuser zurück. Weshalb? Ich weiß es nicht. Da, das Haus scheint einen sicheren Keller zu haben. Ich gehe hinkend hinein. Da gerate ich direkt in einen Operationsraum eines Hauptverbandsplatzes. Man wirft mich hinaus und verweist mich in einen anderen Raum. Ein sogenanntes Wartezimmer oder Wartekeller, wenn ich es so sagen darf. Da ist auch Kurt Deutler. Ich setze mich neben ihn auf den Boden. Ob er verwundet ist? Nein, ihm geht es genau wie mir. Es ist der instinktmäßige Selbsterhaltungstrieb, wenn man bei einem Menschen in dieser Situation überhaupt über so etwas reden darf. Immer wieder werden neue Verwundete auf Bahren hereingebracht, die auch immer schneller abgefertigt werden. Für uns ein Glück, so brauchen wir nicht in das Behandlungszimmer und fallen nicht auf, dass wir keine Verwundung abbekommen haben. Ich schmiede mit Kurt einen Fluchtplan. So geht es nicht mehr, so überstehen wir die weiteren Kriegswochen nicht. Denn lange kann dieser Krieg bei der Übermacht der russischen Armee nicht mehr dauern. Sobald die Dämmerung einbricht, wollen wir uns beide in Richtung Weichsel absetzen. So kommen wir zunächst aus dem Kessel von Rogehnen heraus. Zurück in die Richtung von Gut Schönau und dann durch die sumpfigen Wiesen, das müsste gelingen. Aus dieser Richtung hat der Russe den ganzen Tag noch nicht geschossen. Das könnte eine Möglichkeit sein, in der Dunkelheit durch seine Stellungen durchzusickern. Eine Karte hatte ich in der letzten Unterkunft

ergattert und Kurt einen Kompass. In diesem Dorf wollen wir nicht untergehen, hier liegen schon genug Leichen. Es muss gelingen. Wir halten zusammen. Wenn es nur schon Abend wäre. Wir müssen uns langsam aus dem Wartezimmer verziehen, sonst fallen wir auf. Man nennt so etwas „Feigheit vor dem Feind“. Nach den neuen Bestimmungen kann jeder Offizier solche Leute sofort auf der Stelle erschießen. Je nachdem, wem man in die Finger fällt, geschieht das auch. Wir verziehen uns mit dem Vorwand, austreten zu müssen und verlassen beide humpelnd den Wartekeller. Kurt fällt das Humpeln leichter als mir. Er hatte es schon immer gemacht und brauchte dieses nur absichtlich zu verstärken. Der Kampf draußen hatte noch nicht nachgelassen und so suchen wir Schutz in einem anderen Keller. Doch das war der Gefechtsstand der Infanterie. Wäre es nicht dunkel in diesem Keller gewesen, hätte jeder sofort gemerkt, wie ich hochrot angelaufen bin. Durch die Lüge, wir müssen als Melder zum Gefechtsstand der Artillerie Abteilung gelangen, kamen wir frei und zogen sofort Leine. Frechheit siegt.

Mit viel Mühe und durch ständiges Robben erreichen wir wieder einen Keller. Dieser ist längst nicht so sicher wie die anderen, daher hat sich auch kein Stab oder sonstige Führung dort eingenistet. Er ist nur für unseresgleichen, für die Mannschaftsgrade da. Wir treffen dort auch einige Kameraden. Wir erfahren, wer gefallen und wer verwundet ist. Einer erzählt, dass er etwas in den ganzen Jahren noch nie erlebt habe: Brad I, unser Hiwi, habe an einer Hauswand gestanden und einen Splitter abbekommen. Dieser habe ihm den ganzen Hals durchgeschlagen. Der Kopf sei ein paar Meter durch die Luft geflogen. Dann erst sei der kopflose Körper umgefallen. Bei diesem Erzählen vergeht die Zeit etwas schneller. Dennoch ist uns das Warten hier ganz und gar nicht geheuer. Wenn uns hier einer entdeckt, dann sind wir alle reif. Natürlich, leicht hätte man es mit uns nicht, wir würden aufs Ganze gehen. So radikal sind wir alle immerhin geworden.

Mit dem langsamen, für uns zu langsamen Einsetzen der Dämmerung, wird es draußen auch etwas ruhiger. Was mag die Nacht bringen? Erst als es schon etwas dunkel ist, setze ich mich mit Kurt Deutler ab. Wir sind fest entschlossen, zur Weichsel zu kommen,

um so den Rücken wieder freizubekommen. Durch die Feuerstellung der 8. Batterie müssen wir durch. Hier treffen wir auf einen Offizier, dem wir auch nicht ausweichen können. Er fragt uns, was wir hier suchen. Frech wie gelernt, erklären wir ihm, wir seien vom Abteilungsstab als Melder und Verbindungsleute geschickt. Er antwortete nur kurz, dass ihm davon nichts bekannt sei und ließ uns weiterziehen.

Wir peilen die Lage und sehen, dass die 8. Batterie beim Rüsten ist. Wenn nur die vielen Häuser nicht brennen würden, so ist es schwer für uns, das freie Feld unbemerkt zu erreichen. Mit viel Mühe finden wir einen schmalen Schatten, der durch eine Baumreihe ausgelöst wird. Ob er uns nützen wird? Noch einmal tief Luft geholt. Das Herz will sowieso zerspringen, so hämmerte es und ab geht es. Wir robben durch den tiefen Schnee im Schutze des Schattens. Je weiter wir uns von dem Ort entfernen, umso weißer wird wieder der Schnee. Im Ort selbst ist er durch den Pulverdampf und den Ruß der brennenden Häuser geschwärzt.

Eigentlich müssten wir in unserer dunklen Kluft vom Schnee abstechen und zu sehen sein. Doch durch das Robben sind wir über und über mit Schnee bedeckt, so dass wir einen natürlichen Tarnanzug haben. Dem können wir jetzt verdanken, dass wir den Übergang vom Schatten in die völlige Dunkelheit erreichen. Nun geht es über Zäune und Bewässerungsgräben immer weiter. Nur aus der ersten Gefahrenzone heraus. Durchnässt sind wir einerseits vom Schnee und andererseits geschwitzigt von dieser harten Arbeit. Jetzt heißt es aufpassen. Wo mögen nur die russischen Stellungen sein? Sind wir noch hinter ihnen oder sind wir vielleicht schon sehr nahe dran? Während ich noch gebückt laufe, wird Kurt Deutler schon gleichgültiger und richtet sich auf. Es ist bedeutend leichter, aufrichtig zu laufen und wir werden so auch wesentlich schneller. Damit ich mitkomme, muss ich ebenfalls aufrichtig laufen. Beide sind wir aber immer nach vorne gebeugt und immer bereit, uns sofort in den tiefen Schnee fallen zu lassen. Wir sprechen nicht. Nur weiter, weiter. Völlig fertig erreichen wir vorsichtig spähend den etwa 5 km von Rogehnen entfernten Waldrand. Wir ruhen uns kurz aus und schauen zurück auf das brennende Rogehnen. Zum ersten und auch zum letzten Mal sehen wir das schicksalsreiche Dorf, in dem die Flammen die Gräueltaten

verbrennen. So sitzen wir unter dicht verschneiten Tannen und sammeln unsere Kräfte neu. Etwas stimmt hier nicht. Ab und zu hören wir nicht weit von hier Schritte etwas tiefer im Wald. Schon mehrere Male konnten wir ein leises Sprechen vernehmen. Sogar ein bespanntes Fahrzeug rollte nicht weit von hier durch den Wald. Wir trauen uns kaum, uns in unserem Versteck zu rühren. Der Russe soll uns doch nicht schnappen und wir wollen doch aus der größten Gefahrenzone heraus. Fast eine Stunde mögen wir so gekauert haben. Wir frieren jetzt über und über, denn der Schnee hat durch das Robben unsere Kleidung durchnässt. Wir müssen jetzt handeln, denn die Front wird unaufhörlich in Richtung Westen ziehen, so dass wir dringend die feindliche Linie hinter uns bringen müssen. Wir arbeiten uns langsam tiefer in den Wald hinein. Vor einem Weg, auf den wir stoßen, peilen wir die Lage. Mit ein paar Sprüngen wollen wir hinüber. Im letzten Augenblick kann ich Kurt noch halten. Um die Kurve kommen dunkle Gestalten. Sie entpuppen sich als Reiter und wir lassen sie an uns vorbeiziehen. Aber unseren Sprung können wir immer noch nicht wagen. Hinter den Reitern kommen Soldaten in einzelnen Gruppen, auch Fahrzeuge, Geschütze usw. Dann hören wir es deutlich, sie sprechen deutsch. Wir wagen uns näher an den Weg. Jetzt erkennen wir sie, es sind unsere Truppen. Sie ziehen alle zurück. Sie haben sich geschlossen abgesetzt. Keiner von uns beiden Ausreißern sagt etwas. Als ein größerer Abstand kommt, steigen wir aus unseren Verstecken und schließen uns einfach an. Der Traum von der Weichsel ist wortlos ausgeträumt. Über den Waldweg kommen wir zurück zum Gut Schönau. Hier verbringen wir den Rest der Nacht in den Ställen bei unseren Pferden. Aber schon bald hat uns die russische Artillerie ausfindig gemacht und stört mit ihrem Geschützfeuer. Als auch einige Treffer in den Ställen landen, brechen wir wieder auf. Zwischen Gut Schönau und Neu Teschen verbringen wir den Rest der Nacht im Wald. Am Wegrand ist der Schnee so hoch, dass ich mir mit Kurt Deutler eine Schneehöhle bauen kann und wir legen diese mit trockenem Tannenreisig aus. Jeder von uns versucht etwas zu schlafen. Im Morgengrauen des 2. Februar 1945 bekomme ich plötzlich einen heftigen Stoß am linken Arm und in der Seite. Die Schneehöhle fällt über uns zusammen. Wir krabbeln uns heraus und sehen unser

Glück im Unglück. Ein Geschütz wurde vorgefahren und war vom Weg abgerutscht. Das Rad des Geschützes hatte mir den Schlag verpasst. Wie ein Wunder war das Geschütz nicht umgekippt, sondern auf der Kippe hängen geblieben. Sonst wären Kurt Deutler und ich jetzt von ein paar Tonnen Stahl und Eisen grausam zerquetscht. Unsere Leichen wären hier liegen geblieben und durch die Schneehöhle bereits mit Schnee bedeckt.

Neu Teschen

Wir ziehen wieder zurück nach Neu Teschen. Von der Zivilbevölkerung ist kaum noch jemand vorzufinden. Wer noch da ist, schließt sich uns an. Wir ziehen durch Neu Teschen, ohne zu halten. Gerade sehe ich, wie Oskar noch eine schussbereite 08-Pistole im Schnee findet und einsteckt. Wir verlassen diesen Ort auf Nimmer-Wiedersehen. Immer wieder begleitet uns russisches Störfeuer, das uns auf dem Rückzug verfolgt. Was ist das plötzlich. Vor uns auf einem Hügel kommen im Angriff zehn oder mehr T34-Panzer angefahren. Einem Wagen wird gleich das hintere Stück abgerissen. Der Fahrer, geistesgegenwärtig, springt vom Bock, hakt die Pferde ab und bringt sich mit dem Gespann hinter einem noch alleinstehenden Haus in Sicherheit. In dem üblichen Deckungslauf finden wir auch Schutz hinter den Häusern von Neu Teschen. Die Panzer hatten nicht mit der Geschwindigkeit unserer Kanoniere gerechnet. Noch vor den ersten Häusern brennen fünf russische Panzer. Die anderen ziehen zurück und suchen Deckung. So einfach lassen wir uns nicht überrollen. Doch weit gefehlt. Aus der Mulde heraus rollt ein neuer Angriff hervor. Wir hören die Motorengeräusche hinter dem Berg stärker werden. Jetzt will uns der Iwan fertig machen. Den Rest bekommen wir heute Nachmittag. Wären wir doch über die Weichsel gegangen und hinter den feindlichen Linien abgehauen. Er schickt jetzt nur Panzer gegen uns. Von der Infanterie ist noch nichts zu sehen. Mit der Tapferkeit, Schnelligkeit und Genauigkeit unserer Geschützabteilung hatte der Russe nicht gerechnet. Der Hügel vor Neu Teschen wird erneut zu einem Panzergrab. Aber auch das reichte ihm noch nicht. Er versucht es jetzt anders. Erneute Angriffe mit weiteren T34 folgen. Diesmal schickt er sie weit

auseinandergezogen in einzelnen Gruppen vor. Jetzt wird es brenzlich für uns. Es gibt keine Richtung, wir können nach keiner Seite mehr ausweichen. Unsere wenigen Geschütze müssen immer wieder schwenken und die weit auseinander vordringenden Panzer aufs Korn nehmen. Wenn auch manchmal in letzter Sekunde, unsere Kanoniere schaffen es, ohne selbst überrannt zu werden oder ihre Deckung preisgeben zu müssen. In mehreren Gruppen versuchen wir, einen Weg auszukundschaften, über den wir aus Neu Teschen verschwinden können, ohne über das freie Feld oder die Mulde zu marschieren. Denn dann hätte der Russe ein leichtes Spiel, wir wären ungeschützt. Die Gruppe Heino Twesten, der ich angehöre, geht den von beiden Seiten bewachsenen Hohlweg hinunter. Er muss etwa einen Kilometer seitlich von der Mühle unten im Grund enden, wo wir fast aufgefallen wären. Wie es der Zufall mit sich bringt, führe ich diese schweigende Kolonne an. Die Brücke und die Sträucher werden immer dicker. Es bleibt nur noch ein schmaler Fußweg. Das Gestrüpp endet genau an einem Weidezaun. Starr wie gebannt stehe ich und traue meinen Augen nicht. Weniger als 1 Meter hinter dem Zaun steht ein russischer T34. Ich drehe mich um und klopfe auf meine Lippen als Zeichen äußerster Ruhe und winke mit der anderen Hand zurück. Alle hinter mir schalten, Gott sei Dank, und liefen sofort auf leisen Sohlen so schnell wie möglich zurück. Erst als wir uns in Sicherheit glaubten, machten wir eine kurze Verschnaufpause. Neben dem Panzer unmittelbar vor mir, standen auf der Weide weitere 6-7 Panzer. Die Fahrer waren ausgestiegen und wärmten sich an einem offenen Lagerfeuer. Andere machen sich an den Panzern zu schaffen. Welch ein ungewöhnliches Glück, dass die uns nicht bemerkten. Zu Matsche hätten die uns paar Mann gemacht. Scheinbar trat der Russe jetzt mit einer ganzen Panzerdivision gegen uns an. Weiter oben waren die Panzer und unsere Geschütze dabei zu schießen.

Der Todesstoß

Nachdem Heino dieses beim Kommandeur gemeldet hatte, zogen wir uns zurück in den Tannenwald bei Neu Teschen. Die Gruppe Tewsten hatte ja ihre Aufgabe erfüllt. Wir gehen weiter durch den Wald in Richtung Schönau, bis wir Klein Thierbach sehen können. Was kommt

da drüben von dem Hügel etwa 2-3 km entfernt auf uns zu? Vier bis fünf Marschkolonnen sind es, schätzungsweise je 100 Mann. Soll das die angeforderte Entlastung für uns sein? Wir warten eine Weile; kein Auge von den schwarzen Streifen im Schnee ablassend. Jetzt kann man es fast mit Bestimmtheit sagen, es sind Russen. Ja, sie sind es. Diese Kolonnen sind dazu ausersehen, uns vom Rücken her den Todesstoß zu versetzen. Heino läuft erst zum Gefechtsstand und kommt gleich mit einem Offizier, Kabeltrommel und Apparat zurück. Die Situation vorne erfordert es jetzt, mit einigen Geschützen in die Kolonnen zu halten. Die ersten Zielschüsse liegen als Abpraller gleich gut in einer Kolonne. Dann geht es aber los. Über uns nur noch ein Rauchen. Man sieht drüben nur das Bersten der Granaten etwa 2-3 Meter über dem Erdboden. Ein grausiges Morden hat begonnen. Die Kolonnen versuchen auseinander zu streben. Ehe dieses möglich ist, hat sie die harte Hand des Krieges zerschlagen. Unzählige schwarze Flecken liegen regungslos im Schnee. Nur wenigen gelingt es, den zurück liegenden Wald zu erreichen.

Nur einer läuft auf uns zu. Er läuft, er läuft um sein Leben. Da, plötzlich taucht eine kleine Gruppe von Soldaten vor uns auf. Sie lauern auch diesem Läufer noch auf und schießen ihn mitten im Laufen ab. Es war eine Gruppe von uns, die auch zum Erkunden weggeschickt wurde. Werden jemals Rotarmisten kommen und dort drüben auf dem Feld ein Massengrab für diese mehrere hundert gefallenen Soldaten schaufeln? Oder werden ihre Gebeine dort, wo unsere Geschütze sie getroffen haben, verbleichen? Sie mussten sterben, weil wir den Krieg überleben wollen. Ist das noch ein fairer Kampf?

Das Massaker ist zu Ende. Vor uns an dem Panzerhang wird es unheimlich ruhig. Nur unten im Mühlengrund hört man noch einzelne Motoren brummen. Fast geisterhaft mutet es einem an.

Obwohl es erst Nachmittag ist, soll ein Spähtrupp erkunden, was im Mühlengrund los ist. Furchtbar, unheimlich still, direkt bedrückend ist dieses Warten auf das Zurückkehren des Spähtrupps. Kein Schuss fällt plötzlich mehr. Wie sieht wohl das dicke Ende für uns aus?

Wie erstaunt sind wir, dass wir ganz unbehelligt, aber dennoch sehr schnell durch den Mühlengrund ziehen. Außer der vielen

zerschossenen ist kein fahrtüchtiger russischer Panzer mehr zu sehen. Jetzt, da wir tatsächlich wegen Munitionsmangel bald hätten aufgeben müssen, ist zu unserem ganz großen Glück der Iwan spurlos verschwunden.

Wir ziehen zunächst über unsere Vormarschstraße von neulich zurück. In Schmauch biegen wir aber ab und kommen abends nach Schöndorf. Obschon die Häuser leer sind und uns Betten in ausreichender Menge zur Verfügung stünden, schlafen wir in nahen beieinanderstehenden Scheunen auf Stroh. Nur nicht allein sein, dass man eventuell zurückbleibt. In den frühen Morgenstunden des 3. Februar 1945 geht das Schießen wieder los. Der Iwan ist uns langsam gefolgt. Wie es heißt, sollen wir jetzt den Rücken wieder frei haben. Demnach hätten wir den Russen nur noch von vorn zu fürchten. Wie immer sieht es mit der Verpflegung von der Feldküche noch schlecht aus. Fleisch ist in den verlassenen Häusern noch genügend zu finden. Aber eben nichts anderes. Daher beschließen Oskar und ich, uns Pfannkuchen zu backen. Mehl finden wir in einer Küche, es wird mit Wasser angerührt. In der Zeit zünde ich im Küchenherd ein Feuer an. Fett ist in der Speisekammer noch genügend vorhanden. Gerade ist das Fett heiß und der erste Pfannkuchen brutzelt in der Pfanne, da startet der Russe seinen ersten Angriff auf Schöndorf. Fluchtartig müssen wir abhauen. Der Iwan steht schon vor der Tür. Oskar hat sich noch den Napf mit dem Teig unter den Arm geklemmt. Hinter der nächsten Hausecke hat er tatsächlich die Ruhe, den Teig in sein Kochgeschirr zu füllen und das an der Hand mitzunehmen. Noch befinden wir uns in Schöndorf. Halb gehört es schon den Russen. Jetzt sollen unsere Pfannkuchen aber werden. In der nächsten Küche in einem Haus am Ortsrand zündet Oskar ein Feuer an. Ich schlage noch schnell einige Zaunlatten vom Gartenzaun ab, um genügend Holz zu haben. In dem Moment kommt Oskar schon mit seinem Kochgeschirr aus dem Haus herausgestürzt und winkt zum Rückzug. Jetzt gehört ganz Schöndorf dem Russen. Mit dem Pfannkuchen wird es vorerst nichts. Den Teig hat Oskar aber noch. So verbringen wir den Tag in Erdlöchern hinter dem Friedhof von Schöndorf. Heute, am 3. Februar 1945, meint es die Sonne schon gut mit uns. Ab und zu sieht man schon Flecken brauner Erde, so schnell schmilzt der Schnee durch die Sonneneinstrahlung.

Kurz vor Abend im Schutz der Dunkelheit starten wir einen Angriff und nehmen eine Dorfhälfte wieder ein. Gleich setzten wir unser Pfannkuchenbacken fort. Oskar besorgt jetzt Holz und ich die Pfanne und Fett. Gerade habe ich das Feuer angezündet, da heißt es: Abrücken, Absetzbewegung!

Oskar nimmt wieder sein Kochgeschirr mit dem Teil. Vor dem Haus steht ein vollkommen intaktes Fahrrad. Das hatte er im Schuppen gefunden. Ich muss weiter auf Schusters-Rappen durch Ostpreußen ziehen. Die Filzstiefel waren durchgelaufen. In einem Haus habe ich diese gegen etwas zu kleine Lederstiefel getauscht.

Die Nacht zum 4. Februar vergeht durch Marschieren in rückwärtige Stellungen. Außergewöhnliches passiert nicht. Manchmal stecken wir stundenlang fest. Dann werden immer Spähtrupps losgeschickt, um die seitlich liegenden Ortschaften zu erkunden. Zu einem Spähtrupp wurde ich auch eingeteilt. Wir erkundeten einen kleinen Gutshof. Ausgestorben wie alles hier. Vom Feind nichts zu finden. Noch im Dunkeln kommen wir durch Stegemannsdorf. Vor dem Ort zieht eine Gefechtsabteilung von uns seitlich ab. Etwa 3-4 km hinter Stegemannsdorf verteilen wir uns auf mehrere Bauernhöfe.

Mundraub

Schnell in den Keller und nach etwas Essbarem Ausschau halten. Ich traue meinen Augen nicht. Zwei Brote in einem Regal. Ich schaue nicht nach links und nicht nach rechts, ich fasse nur zu. Sonst haben es die anderen. Ich bin noch nicht ganz aus dem Keller, da will auch schon einer etwas mithaben. Ein Zweiter und noch ein Weiterer kommen hinzu und reißen mir ein Brot aus der Hand. Das zweite Brot packe ich fest unter meinen Arm und verschwinde im Laufschrift aus dem Keller. Ein Glück, draußen treffe ich Oskar, Kurt Deutler und Heino Twesten. Fleisch und Wurst hatte jeder. Hinter einem stillen Winkel hinter der Scheune speisen wir ungestört. Brot, Brot, nach Wochen endlich wieder Brot. Nur in einem so ausgehungerten Zustand war es uns möglich, dass wir vier ein 5 Pfund (2,5 kg) Brot in einer Mahlzeit restlos verzehren. Jetzt kann es uns niemand mehr nehmen. Nun wollen wir uns nach einem Lager umsehen. Zunächst wollen wir erst in der

Küche nachsehen. Da ist es mollig warm. Wir setzen uns um den Herd herum und wärmen uns auf. Da kommt eine jüngere Frau herein. „Mein Gott, was machen wir jetzt, man hat uns das Brot gestohlen. Es sollte unsere Nahrung für die Flucht morgen sein“, sagt sie verbittert und verbeißt ihre Tränen. „Jetzt habe ich nichts für die Kinder“, fügt sie noch hinzu. „Wir müssen morgen flüchten, sonst werden wir von den Russen gelyncht.“ Die Frau fängt sich schnell wieder und will die Flucht um einen Tag verschieben und morgen neues Brot backen. Wir vier verschwinden daraufhin aus der Küche. Wir schämen uns sehr, doch keiner spricht darüber. Hoffentlich wird die Verschiebung der Flucht für diese Familie nicht zum Verhängnis. Sie weiß nicht, wie weit der Russe inzwischen vorgedrungen ist.

Mit vollem Magen schlafen wir ein paar Stunden in der Scheune. Der Frau und den Kindern mochten wir nicht mehr begegnen, so schämten wir uns. Es tat uns leid, doch waren wir froh, dass wir satt waren. Wie ist es möglich, gleichzeitig gute und schlechte Gefühle zu haben?

Bevor wir jetzt irgendetwas unternehmen, schüttet Oskar sein Kochgeschirr mit dem Teig aus. Wie es scheint, brauchen wir den nicht mehr. Heute, am 4. Februar 1945, nimmt auch die Feldküche wieder ihre Arbeit auf und bietet eine Suppe an. Auch der Fourier (Unteroffizier) gibt wieder seine Verpflegung aus. Wir stehen den ganzen Nachmittag in höchster Alarmbereitschaft. Die Front dort über dem Hügel hinter Stegmannsdorf rumort ganz schön. Es scheint bald Frühjahrs Wetter zu geben. Der Schnee liegt zwar immer noch knietief, doch immer mehr braune Flecken treten an den angewehrten Stellen zum Vorschein. Erst am späten Abend geht es wieder im Schutz der dunklen Nacht weiter. Diese Nacht wird furchtbar lang. Für die zwei Kilometer bis Stegmannsdorf zurück brauchen wir über zwei Stunden. Wenn wir mal 500 m gefahren sind, bleiben wir mindestens $\frac{1}{2}$ Stunde stehen. Weshalb? Keiner fragt. Es muss so sein, daher nimmt es jeder stumpfsinnig hin. Es ist bereits hell, als wir etwa 3-4 km von Stegmannsdorf in dem Gut Klein-Damerau auf unsere Kampfabteilung stoßen. Heute haben wir den 5. Februar 1945. Es ist Agatha. Der Russe schießt immer im direkten Beschuss auf unseren Standort. Es scheinen Panzer zu sein, die hierüber feuern. Ab und zu krepieren Geschosse in den Giebeln der Häuser.

Dann fliegt so allerhand durch die Luft. Scheinbar stehen die Panzer unten in der Mulde und die Schussbahn lässt einen Beschuss an tieferer Stelle nicht zu. Kurz nach Mittag müssen wir wieder Stellung vor den Häusern und Ställen beziehen. Ab und zu zeigt sich auch die Sonne. Über uns in den Giebeln und Dachfenstern sitzt die Infanterie mit MGs. Die rattern fast unaufhörlich. Von oben aus können sie in die Mulde hineinschießen. Plötzlich kommt ein T34 auf uns zugerollt. Er schießt mit MG-Feuer und mit der Kanone. Neben ihm spritzen die Fontänen unserer MGs, um seine Kette zu zerstören. Im direkten Beschuss werden sie ihn nicht zerstören können. Es ist gut, dass ich nah an der Hausecke liege. Daher springe ich mit einem Satz hinter das Haus. Den Panzer behalte ich jedoch unentwegt im Auge. Mir fliegen wieder Brocken um den Kopf. So ein paar Schüsse hat er auch in dieses Haus gesetzt. Zum Glück ist mir nichts weiter passiert. Sogar das MG oben im Giebel schießt nach wie vor weiter. Die Fontänen um ihn herum werden immer dichter. Vielleicht wird ihm die Luft jetzt doch zu bleihaltig, dass er abdreht. Er war auch verdammt nahe an unsere Stellung und die Häuser herangefahren. Nach meiner Ablösung an der Hausecke gehe ich wieder zurück in Deckung des Gutshauses. Wir wollen uns einen Schlafplatz für die Nacht suchen. Oben im Haus ist es nicht sicher genug, daher steuern wir den Keller an. Den Kohlenkeller mit seiner dicken Betondecke finden wir am geeignetsten. Wir holen schnell ein paar Bunde Stroh aus der Scheune, denn diese Nacht wollen wir weich und warm liegen. Gerade als ich mit einer Ladung Stroh in den Keller gehen will, kommt Anton Dicke, mein Kamerad aus Canstein bei Marsberg, mit einem Eimer daher. Er meint auch, im Keller sei es am sichersten und ich möge ihm einen Platz freihalten.

Ich hatt' einen Kameraden

„Abgemacht“, sagte ich kurz. Dazu musste noch eine Ladung Stroh in den Keller. Ich gehe zurück in die Scheune und sehe zwei Sanitäter mit einer Bahre. Ich frage einen Kameraden, wer denn da etwas abgekliegt habe. Es ist Anton Dicke, er ist tot. Gerade als er sich Hafer für die Pferde aus der Futterkammer holen wollte, schlägt eine Panzergranate durch die dicke Außenwand und krepirt

erst in der Innenwand vor ihm. Zwei winzig kleine Löcher, eines mitten in der Stirn und eines in der Brust haben ihm den Tod gebracht. Kaum drei Tropfen Blut hat er verloren. Sie legen ihn an die Scheunenecke. Ein Pole, der sich uns mit seiner Schwester angeschlossen hatte, zieht ihm die Stiefel aus. Er selbst hatte sehr verlotterte Schuhe und kann die Stiefel gut gebrauchen, denn Anton hat sich nicht mehr nötig. Eine Pietät vor Leichen gibt es nicht mehr, es geht nur noch um das eigene Überleben. Als ich das sah, reichte es mir. Ohne Stroh ging ich zurück in den Keller. Wenn ich diesen Krieg glücklich überstehe, will ich seinen Eltern die Nachricht und die Umstände von seinem Tod übermitteln. Jetzt hatte ich keinen Westfalen mehr als Kameraden in der Truppe. Der Tod von Anton berührt mich tief. Ich bin einfach niedergeschlagen. Ich begreife es kaum, als man mich mit drei anderen Kameraden einteilt, Anton zu begraben. Zu zwei Gruppen mit je zwei Mann teilen wir uns auf. Es ist bereits dunkel und Anton liegt immer noch an der Ecke. In den frostharten Boden kann man trotz Spitzhacke nicht hinein. Der Beschuss wird immer stärker, so dass wir in gebückter Stellung arbeiten müssen. Dazu gehen wir sehr oft in Deckung. Direkt neben der Scheune wollen wir einen kleinen Graben für sein Grab picken. Alle halbe Stunde lösen wir uns ab. Nach der dritten Ablösung sind wir durch die Frostschicht hindurch. Jetzt geht es einfacher, denn wir sind im weichen Sand angekommen. Da krepitiert gerade über uns in der Wand wieder so ein Ding. Wir müssen uns beeilen, sonst haben wir unser eigenes Grab geschaufelt, so schlimm wie der Beschuss jetzt einsetzt. Jetzt wo wir tiefer in die Erde eingedrungen sind, nutzen wir das Grab zur eigenen Deckung. Auf die Zeit achten wir dabei nicht mehr. Ich bitte die anderen, Anton hineinzulegen und das Grab zu zuschaufeln. Das bringe ich nicht fertig. Gerade kommen die beiden nach vollendeter Arbeit zurück in den Keller, da heißt es auch schon „fertigmachen“. Scheinbar wird es jetzt wieder zu mulmig, daher rücken wir noch in der Nacht vom 5. auf den 6. Februar 1945 vom Gut Klein-Damerau ab. Doch erst muss ich noch Abschied am Grabe Anton Dicke nehmen. In der Dunkelheit steht nur der kleine Sandhügel vom weißen Schnee ab. Ein Kreuz ist nicht darauf. Es pfeift. Schon liege ich neben Antons Hügel. Eine unheimliche Gewalt reißt mich herum und schleudert mir mit

unheimlicher Gewalt Sand in das Gesicht. Augen und Mund sind voller Sand. Ich versuche alle Glieder zu bewegen. Ich bin noch ganz. Es ist noch einmal gut gegangen. Jetzt springe ich auf und renne in Deckung hinter den Häusern. Beim Wegrennen sehe ich noch, dass sogar der Grabhügel etwas abbekommen hat. Das war mein Abschied von Anton Dicke.

Zweifel an der Heimkehr

Im Schutze der Häuser von Klein-Damerau ziehen wir wieder in Richtung Stegmannsdorf. Wir haben uns schon einige Kilometer entfernt, da sehen wir noch, dass der Beschuss auf Klein-Damerau erheblich verstärkt wurde. Hat der Iwan noch nicht gemerkt, dass wir verschwunden sind? Vor Stegmannsdorf zieht die Kampftruppe von uns ab. Wir ziehen in Richtung Stegmannsdorf weiter. Auf der linken Straßenseite wird die Feldküche mit dem „Brotgut“ der Kampfgruppe einfach abgestellt. Etwa 5 km weiter biegen wir links von der Straße ab und gehen durch knietiefen Patschschnee auf einen bewaldeten Hügel. Wie es heißt, sollen wir hierbleiben. Im Dunkeln ist eine Orientierung aussichtslos, daher kauten wir uns unter eine schöne, dichte Randtanne und schlafen. Das Störungsfeuer der Russen ist jetzt schon bis zur unten liegenden Straße vorgedrungen.

Der Frost schüttelt uns sehr durch. Inzwischen ist es hell geworden. Durch Freiübungen wird der Körper aufgewärmt. Einige Meter hinter uns liegt bereits die nächste Einheit. Kleine abgedeckte Erdlöcher haben sie sogar gegraben. Die Abteilung verfügt noch über ihre Fahrzeuge und ihre persönlichen Sachen, die wir leider zurücklassen mussten. Wir sind natürlich neidisch. Beim Durchgang durch das fremde Lager bietet sich für mich die Gelegenheit, eine Decke unter den Arm zu nehmen und auch ein Spaten bleibt an meinen Fingern kleben. Kurz darauf kommt Oskar vom Erkundungsgang zurück und hat noch eine Kreuzhacke und gleich zwei weitere Decken ergattert. Die Decken werden hoch in einer Tanne versteckt, damit sie nicht gleich wieder den Besitzer wechseln. Mit dem Werkzeug buddeln wir ein Loch am Rand der Tanne, um jetzt windgeschützt zu warten. Am 7. Februar zieht die andere Einheit ab. Wir ziehen sofort um in die für unsere

Verhältnisse schön abgedeckten Erdlöcher. Nach langer Zeit dürfen wir mal wieder schreiben. Jetzt wird kein Mäntelchen mehr um die Situation gemacht, zu Hause sollen sie wissen, wie es um uns steht. Sollten wir den Weg nicht zurückschaffen, sollen sie wissen, wo sie uns suchen müssen. Ich schreibe auch, wie Anton Dicke gefallen ist und wir ihn begraben haben. Ich bitte meine Eltern, diese Botschaft weiterzugeben.

Nachdem, was wir hier in den letzten Wochen erleben, kommen Zweifel an einer glücklichen Heimkehr auf. Andererseits möchte ich meine Eltern nicht beunruhigen, doch das Tuch der Geheimnistuerei ist jetzt zerschnitten. Alles, was war und jetzt ist, spiegelt sich im Briefe wider.

Vielleicht ist es auch der Abschiedsbrief an meine Eltern. Ja, ich habe aufgegeben. Es ist eine innere Resignation über alles, was wir hier erleben und wie die Erlebnisse mit meinen Gefühlen umgehen. Ich lebe nicht mehr in den Tag hinein, sondern nur noch jede verrinnende Minute. Ich lebe und lebe auch wieder nicht. Der Glaube an eine Zukunft und an spätere glückliche Zeiten ist dahin geschmolzen, wie der Schnee, der hier in Ostpreußen gerade dahinsiecht. Man sieht alles, man erlebt alles, aber man denkt darüber nicht mehr nach. Dennoch fressen sich die Erlebnisse immer tiefer in einen hinein.

(Anmerkung 13 Jahre danach: Das Hineinfressen und Erinnern frisst jetzt tiefere Wunden in mir, als in dem Moment, als ich es miterleben musste.)

Unser Leben ist jetzt vergleichbar mit dem instinktiven Handeln eines Tieres. Wie weit haben wir uns inzwischen vom Menschsein entfernt? Das ist der letzte Brief, den ich in diesem Krieg nach Hause senden kann. Vielleicht kommt er noch an.

Der Russe streicht mit seinem Feuer die ganze Gegend ab. Manchmal kommen die Einschläge bedenklich nahe an unser Waldlager. Die Front liegt vor uns in Sichtweite, etwa 5-6 km entfernt. Dort ist es ständig unruhig. Ein Gehöft nach dem anderen steht in Flammen. Vier Tage insgesamt bleiben wir hier in dem Waldlager. Uns wird vermittelt, dass wir erst einmal hinter der Front zur Ruhe kommen sollen. Kaum ist es hell, da rücken wir ab. Unten auf der Straße

treffen wir wieder mit den Kameraden des Gefechtsstands zusammen. Der Russe verfolgt uns nun mit einem starken Beschuss. Nach jedem Treffer liegen Tote am Straßenrand. Doch der Straßenrand ist bereits mit Kindern, Frauen oder toten Greisen gesäumt, die hier schon hergezogen sind. Hier liegen sie einfach so am Straßenrand. Jeweils da, wo sie getroffen wurden oder an Schwäche aufgegeben haben. An das Beerdigen denkt hier niemand mehr.

Im nächsten Dorf halten wir eine Weile. Scheinbar muss erst noch der genaue Befehl für uns abgewartet werden. Alle Fahrzeuge werden neben Häusern in Deckung gefahren. In einem großen Stall ist ein gerade eingetroffenes Marschbataillon untergebracht. Alles Jungen zwischen 17- 18 Jahren. Weshalb sollen diese Jungen noch sterben? Mit dem Schiff sind sie vom Westen gekommen, ausgerüstet mit nagelneuen Sturmgewehren. Als ich zurück zu unseren Fahrzeugen gehe, habe ich ein neues Sturmgewehr und einen neuen Tornister mit Decke, frischer Wäsche und Zeltplane. Egon Timm verstaut es auf dem Wagen, so dass es unbemerkt mitkommt. Das ist aus mir geworden, dass ich zunächst an mich selbst denke, und das zu Lasten anderer. Die heißgemachten jungen Männer werden beim ersten Kampf schon merken, wie gut der Russe inzwischen bestückt ist und dass ihnen ein neues Sturmgewehr gegen diese Übermacht nicht viel nützt. Ich habe wieder neue Wäsche und die habe ich bitternotig.

Wir fahren weiter in nördliche Richtung durch verlassene Dörfer und Gehöfte. Jetzt, wo wir weiter von der Front abkommen, treffen wir wieder mit der Zivilbevölkerung zusammen. Überall das gleiche Bild: Angst, Frucht Schrecken und Tod. In manchen Orten sieht man

die Spuren der Tieffliegerangriffe. Jetzt bei dem dunklen Winterwetter brauchen wir davor keine Angst zu haben. Ab und zu fängt es wieder an zu schneien. Mittag wird es sein, als wir in Mehlsack ankommen. Wie biegen von der Hauptstraße in eine Nebenstraße ein, zwei Stunden Mittag wird in der Reihe von vorn nach hinten durchgegeben. Zuerst wird die Feldküche gestürmt, dann wird ein warmes Plätzchen gesucht. Die Häuser zeigen deutliche Spuren von den Tieffliegerangriffen. Ich will mich erst noch etwas umsehen, bevor ich in ein Haus zum Ausruhen gehe. Wie von einer geheimnisvollen Macht gezogen, schlendere ich durch mehrere Straßen und bleibe vor einem durch Bomben zerstörten Haus stehen. Eine Frau kommt aus dem Nachbarhaus, welches fast unzerstört ist und geht an mir vorbei. Ich sehe ihr nach und auch sie schaut sich um. Sie schreit und kommt wie im Sturzflug auf mich zu gelaufen und fällt mir um den Hals. Dann sackt sie in sich zusammen und weint bitterlich. Ich weiß nicht, was dieses Getue zu bedeuten hat. Langsam drehe ich die Frau in meinen Armen um, um ihr ins Gesicht zu sehen. „Frieda, Frieda, bist du es? Wo kommst du her und wie kommst du nach Mehlsack?“



Dieses Foto aus 1944 trug mein Vater im Krieg bei sich und wurde im Nachlass gefunden. Es ist ein Foto von Frieda und im Hintergrund das Forsthaus in Kalthof

Wiedersehen in Mehlsack (Pieniężno)

Langsam fängt sie sich und erzählt mir von ihrer Flucht aus der Gegend um Sensburg. Die Eltern und ihren Bruder habe sie dabei verloren. Der Russe war bereits eingerückt und war auf der Jagd nach Frauen und Mädchen. Sie und ihre Schwester Hilde haben sich mit alten Frauenkleidern getarnt und so versteckt gehalten. Als dann ein Russe sie in einer Scheune aufstöberte, haben sie die Flucht ergriffen. Mehrere Mal habe er hinter ihnen her geschossen. Ohne von ihren Eltern noch Abschied nehmen zu können,

sei sie dann in einer abenteuerlichen Flucht hier nach Mehlsack geflüchtet. Die Wohnung nebenan sei leer gewesen, so dass sie hier ein Quartier bezogen hatten. Morgen will sie mit ihrer Schwester weiterfliehen. Sie wollen zur Nehrung und hoffen, dass ein Schiff sie in Richtung Westen bringt. Nur nicht mehr in russische Hände fallen. Ich muss natürlich erst mit ihr in die Wohnung gehen. Hilde ist auch total erstaunt, mich hier zu sehen. Schön mollig warm haben die beiden es hier in der Küche. Zeit habe ich ja noch genug, so ziehe ebenfalls meinen Mantel aus und setze mich bequem zu den beiden an den Tisch. Frieda ist auf einmal recht aufgeweckt. Beide bieten mir von ihren eventuell erbettelten Lebensmitteln zum Essen an. Nach einer geraumen Weile zwischen der Unterhaltung über das Erlebte und der Zukunft geht Frieda in das Schlafzimmer nebenan. Die Tür lässt sie auf und beteiligt sich noch an der Unterhaltung. Ich kann sie nicht sehen. Hinter der Tür macht sie sich zu schaffen. Dann ist es still, sie spricht nicht mehr. Es ist, als wenn ich sie wieder weinen hörte. Es kann aber doch nicht sein? Eben war sie noch so aufgeweckt. Scheinbar hat sie mich sehr gern. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Ich weiß ebenso wenig, was ich jetzt tun soll. Sie weiß meine Heimatanschrift. Eben hat sie die Anschrift noch gesagt, sie hat die Adresse im Kopf. Eigentlich müsste ich ihr sagen, wenn ich kein Tölpel sein will, dass sie nach Wulmeringhausen gehen soll. Was später wird, weiß ja noch niemand. Ich kann es aber nicht sagen. Es geht nicht. Ich kenne doch meine Mutter.

Frieda kommt aus dem Schlafzimmer, setzt sich auf meinen Schoß, legt ihren Kopf auf meine Schulter, umarmt mich und weint. Ich spüre, wie mir das Blut zu Kopf steigt. Ganz rot muss ich wohl sein, ich spüre es. Beim Schluchzen stößt Frieda auf meinem Schoß auf. Der Zufall hat uns zusammengebracht. Soll ich jetzt dem Zufall alle Macht über mich geben oder soll mein Ich, meine Zukunft und mein Leben wie bisher, die Macht über mich behalten?

Soll ich meinem Grundsatz treu bleiben und meiner christlichen Erziehung und Moral folgen, nur in der Ehe mit einer Frau zu schlafen? Oder soll ich meine Grundsätze über Bord werfen? Soll ich hier meinen Grundsätzen standhalten und der Sünde entsagen? Sünde? Kann es eine Sünde sein, wenn ich meinem Mitmenschen

gefällig bin? Etwas anderes will doch Frieda nicht von mir. In diesem Augenblick soll ich ihr nur einen Gefallen erweisen. Nur mit einem kurzen Schlüpfer und einem kleinen Hemdchen bekleidet sitzt sie auf meinem Schoß und weint. Nein, sie sitzt nicht mehr, so perplex bin ich, dass ich es gar nicht merke. Sie steht weinend neben mir und entkleidet auch mich. Die unteren Knöpfe der Feldbluse als auch die Hose und Unterhose hat sie schon aufgeknöpft. Gerade ist sie dabei, die Hosenträger zu lösen, da sehe ich Hilde in die Augen. Bis jetzt hatte ich alles mit mir machen lassen. Wäre Hilde nicht da, hätte ich kaum noch die Kraft zum Gegenzug? Ich schäme mich nur noch vor ihr und das ist die Kraft. Nein, fallen möchte ich nicht. Auch ich habe Frieda zu gern, um ihr einen Gefallen abzuschlagen. In diesem Augenblick geht es bei uns nicht um die Wollust oder Leidenschaft, sondern nur noch um einen Gefallen in Angst und Bedrängnis der russischen Bedrohung. Kann das falsch oder Sünde sein? Ach, wenn Hilde nicht da wäre, Frieda, ich glaube... Dennoch, eine große Überwindung kostet es mich auch, wenn ich mit Frieda allein wäre. Ich spüre es in mir. Auch dieses gibt Kraft. Frieda ist noch mit den Hosenträgern beschäftigt, da umarme ich sie fest, drücke sie langsam aber sicher zurück auf meinen Schoß und schaue ihr in die Augen. Diese leuchten nicht nach Leidenschaft, sondern strahlen nur Angst und Furcht aus. Nun fühle ich mich richtig stark. Ich fühle, dass mir und Frieda jetzt nichts mehr in dieser Beziehung passieren kann. Nur schonend will ich es Frieda beibringen, dass sie ihre Angst überwindet. Wieder sehe ich ihr in die Augen und sage langsam: „Siehst du denn nicht, dass wir nicht allein sind und Hilde bei uns ist?“ Frieda gibt keine Antwort. Sie weint auch nicht mehr. Sie sieht mich nur noch traurig an. Hilde gibt aber die Antwort. So habe ich auch sie im letzten Sommer nicht kennen gelernt. Sie weint und bat mich sogar darum, ich möchte und müsste Frieda diesen Gefallen erweisen. Wenn ich wüsste, was sie selbst erlebt hätten, würde ich keinen Augenblick zögern. Die Umgebung dürfte mich nicht davon abhalten. Wenn ich mich aber vor ihr schämte, würde sie gern hinausgehen. Ich sollte nur Frieda glücklich machen. Damit nehme ich manche Angst von Frieda. Es könne dann doch kommen, wie es wolle. Eine Beruhigung wäre es doch immer, wenn man wüsste, ein Kind unter dem Herzen zu tragen,

was von einem Menschen stamme, den man liebe. Es würde einen doch immer anekeln, wenn es von einem Russen stammen würde. Zudem sei es doch so, wenn man wirklich noch von einem Russen vergewaltigt wird, so kann man immer ruhig und zufrieden sein, denn der Vater ihres Kindes ist nicht ein schlechter Russe, sondern ein Mann, den Frieda liebt. Der Russe kann ihr Kind nicht mehr verändern. Er habe sie wohl geschändet, aber sich nicht vermehrt. Wenn du nachher mit Frieda nichts mehr zu tun haben möchtest, so wüsste Frieda immer, das Kind sei von dir, dem Mann, den sie so hoch schätze. Sie flehte mich direkt an, Frieda den Gefallen zu erweisen. Sie wünschte sich so sehnlich ihren Freund zu treffen. Dann würde sie aus den gleichen Motiven dasselbe von ihm verlangen. Wenn die Kriegsnot natürlich vorbei wäre, wäre ja so ein Verlangen eine Schande und immer zu verurteilen. Jetzt sei es notwendig und für mich sogar eine Pflicht, den Russen zuvorzukommen. Es zu unterlassen, wäre aus ihrer Sicht eine Schande. Nach dieser Ansprache ging Hilde ins Schlafzimmer und schloss die Tür hinter sich zu. Nun war ich mit der halbnackten Frieda allein. Allein, jetzt aber mit Kraft. In mir fühlte ich im Augenblick nichts Instinktmäßiges. Jetzt bin ich wieder ganz Ich. Ich spüre wieder die Kraft und Moral aus meinem Elternhaus und meiner strengen christlichen Erziehung. Ich höre wieder die Worte meiner Eltern. Ich fühle wieder, wie die Versprechen für die eigene Zukunft mit ihren christlichen Werten in mir die Oberhand gewinnen. Ich weiß aber auch, dass dieses Verlangen von Frieda nichts Schlechtes ist. Es ist die Not, die Zeit, die Furcht und das Grauen. Ich achte Frieda immer noch, trotz ihres Verlangens. Ihr Verlangen in einer anderen Zeit ohne Krieg würde ich verachten, ja, ich würde sogar Frieda verachten. Ich sehe es nicht als eine Missachtung der Frauenehre und Keuschheit an. Es kann nur eine missverstandene Rettung für die Zukunft sein. Und die Zukunft wollte sie ja nur für sich retten. Immer im ehrlichen Gedanken, im ehrlichen Wollen. Für mich ist es schwer. Ganz einfach könnte ich Frieda von mir werfen und davonlaufen. Frei wäre ich dann von Frieda. Aber das Gewissen wäre nicht frei. Ich stelle mir gerade vor, dass sie aus der Not heraus sich dann dem ersten Besten in die Arme spielte und so im guten Glauben an ihre gute Sache zum Ziele käme. Das kann ich nicht verantworten, denn

auch in unseren Reihen sind viele, die es nicht verdienen, Kinder in die Welt zu setzen. Ich denke gerade an die Ermordung der russischen Gefangenen. Wer da mitwirkt und sich vielleicht zur Belohnung durch ein Kind verewigen würde. Das soll auch nicht sein. Das kann und will ich dann auch nicht verantworten. Daher muss ich es eben ganz anders machen, trotz meiner strengen Mutter, die ich hier in dieser Beziehung noch fürchte.

Ganz ruhig schaue ich Frieda in die Augen und frage: „Frieda, ist es Leidenschaft oder die Not, die dich zu diesem Handeln geführt haben?“ Ganz leise, fast flüsternd antwortete sie: „Die Not“.

Dann machte ich ihr klar, dass sie jetzt weit hinter der Front sei und sie sofort aufbrechen sollten, um zur Nehrung zu kommen. Sie sollte sorgen, schnellstens mit dem Schiff zum Westen zu kommen. Ich würde ihnen einen Brief an meine Eltern mitgeben, damit sie dort aufgenommen würden.

Ich selbst fühlte mich dabei nicht wohl. Ein heißes Eisen für mich. Ich tue es, um aus der Situation herauszukommen. Sie sollte dann in meinem Elternhaus auf mich warten, damit wir später in eine glückliche Zukunft gehen können.

Es wären dann nur die Strapazen der Flucht zu überstehen, dann habe sie ein neues Heim und neuen Halt. Frei von dem Krieg und mit freiem Gewissen können wir dann in die Zukunft sehen. Frieda antwortete mit einem leisen „Ja“, war immer noch vom Schluchzen geschüttelt. Der Beweis der Zustimmung folgte dann durch ein festes inniges Drücken. Auf den Zettel schreibe ich:

Ostpreußen, im Februar 1945

Wenn Euch dieses Mädchen, Elfriede Piko, diesen Gruß von mir überbringt, so nehmt sie mit ihrer Schwester bitte auf. Sie werden Euch nicht zur Last fallen und schnellstens Arbeit suchen. Es geht ihnen nur um ein vorläufiges Ziel im Westen. Deshalb habe ich ihnen unsere Anschrift gegeben. Sie haben sehr viel für mich getan. Nebenbei können Sie Euch auch erzählen, wie es um uns steht.

Vorerst die letzten Grüße aus Ostpreußen.

Euer Alfons

Beim Schreiben läuft es mir kalt und warm über den Rücken. Was wird man zu Hause sagen? Wie werden meine Eltern diese Mädchen aufnehmen? Und wie wird mein Empfang sein, wenn ich dann nach Hause komme? Wenn es Jungen wären, wäre das einfacher, dann wüsste ich, dass es in Ordnung ging und ich auch keine Angst vor der Heimkehr haben brauchte. Aber gerade Mädchen. Ich kenne doch meine Mutter.

Wir rufen Hilde zurück und erklären ihr, was wir abgemacht haben. Sie widerspricht nicht. Vielleicht ist es für sie auch beruhigend, ein Ziel im Westen zu haben. Heute noch wollen sie wieder in Richtung Nehrung aufbrechen, um zum Ziel zu gelangen. Die Gedanken schwirren nur so in meinem Kopf herum, alles brennt in mir. Ich muss schnellstens fort. Im Abschied steckt das Unbestimmte, das menschliche Kriegsschicksal für uns drei. Werden sie den Brief überbringen können? Werde ich überhaupt heimkehren? Oder, wenn alles so klappen sollte, wie wird man mich dann zu Hause empfangen? Ich laufe aus dem Zimmer, ja, ich fliehe. Nur nicht umsehen. Werde ich die beiden je wiedersehen? Erst als ich unsere Fahrzeuge wieder vor mir sehe, bleibe ich stehen. Ich stelle mich in einer Toreinfahrt an die Hauswand, den Kopf weit nach hinten an die Wand gedrückt und atme erst einige Male die recht tief die kalte, neblige, feuchte Winterluft ein. Langsam versuche ich meine Gedanken zu ordnen. Aber immer wieder zwei Menschen in mir, die mein Bild im Kopf beherrschen. Es sind die Widersprüche, die mich quälen. War ich nicht wieder zu dumm wie immer? Weshalb habe ich nicht das mir gebotene Schönste und Höchste, was es im menschlichen Leben gibt, ausgenutzt? Andere sind nicht so ängstlich und dumm wie ich. Sie nehmen die Situationen wahr, wie sie kommen. Ja, sie suchen sie sogar und finden sie in Ostpreußen zuhauf. Ich denke an Bauer Jupp, er ist verheiratet und nützte trotzdem die Situation aus. Ich dagegen bin ledig, aber zu dumm, oder was ist es, dieses eine, was mich immer wieder zurückhält? Die Leidenschaft sagt: „Gehe zurück, du triffst Frieda noch. Tue Frieda den Gefallen und nimm dir dabei das Wonnegefühl. Dabei kannst du den Brief zurücknehmen und hast für später nichts zu befürchten. Für den Abmarsch kommst du noch früh genug zurück, du hast Zeit genug. Du bist noch frei. Du hast doch niemandem ein Versprechen gegeben. Nimm sie, die Wonne, die

Erfüllung. Wenn du über kurz oder lang fallen solltest, hättest du niemals das schöne Gefühl der geschlechtlichen Verbindung gefühlt. Die Verbindung zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht ist der eigentliche Sinn des Lebens. Es spielt im Augenblick keine Rolle, ob es gegen deinen Glauben geschieht oder nicht. Die Erfüllung in einer Ehe kommt so schnell nicht für dich. Drum nutze schnell das Gebotene". Was ich gefühlt habe, nimmt mir niemand mehr. Wenn ich falle, ist es egal, wenn ich heimkehre, dann schweige ich. Es weiß dann niemand außer mir und wird auch niemand erfahren. „Geh zurück, beeile dich. Die schönsten Gefühle, die dir gegeben sind, musst du ausnutzen und bei jeder gebotenen Gelegenheit. Sei nicht so dumm, geh zurück". Noch einmal atme ich tief die neblige Winterluft ein, dann gehe ich. Ich gehe. Fast wie betrunken gehe ich. Ich gehe zu unseren Fahrzeugen. Nicht zur Lust, nicht zu Frieda zurück. Die Verantwortung und das Gewissen haben gesiegt. Nein, es ist keine Angst und keine Dummheit, die mich treibt. Sollte die Kugel oder Granate, die mich trifft, schon gegossen sein, so will ich in dieser Beziehung vor Gott bestehen können. Sollte ich heimkehren und eine Familie gründen wollen, so will ich rein und frei vor jedes Mädchen treten können. Auch wenn es Frieda sein sollte. Unser gemeinsames Leben soll niemals mit einem Schuldbekenntnis von mir beginnen. Diese Schuld würde doch der ganzen Ehe nachhängen. Nein, ich gehe nicht zurück zu Frieda. Jetzt habe ich mich selbst besiegt. Ich fühle es: Ich bin glücklich und froh. Ich bin frei, ohne jede Belastung.

Etwas einsilbig bin ich noch den ganzen Nachmittag. Das Erlebte frisst doch in mir. Ab und zu meldet sich die Leidenschaft wieder. Aber das freie, unschuldige Gefühl ist stärker und schöner. Diesen inneren Gefühlen nachgebend warte ich draußen neben den Fahrzeugen, bis alle aus den Häusern herauskommen und wir wieder abrücken. Wie lange und wie weit wir marschiert sind, kann ich jetzt nicht mehr abschätzen. Meine Gedanken haben in mir die Begriffe für Raum und Zeit genommen. Jedenfalls ist es noch hell, als wir seitlich der Straße auf einen Gutshof ziehen. Zivilisten aus allen Gegenden mischen sich hier zwischen die Soldaten der verschiedensten Einheiten. Eine Stall- und Scheunenfront wird uns als Quartier zugewiesen. Der Gefechtsstand

befindet sich im Gutshaus. Ehe wir ausschwärmen, müssen wir antreten. Der Dienstplan für morgen wird bekannt gegeben. Wir sind wieder ohne Frontberührung, daher geht es jetzt kasernenmäßiger zu. Alles auf uns zukommen lassen. Die Frauen, Mädchen und Kinder in der Scheune stört es nicht, als wir uns neben und zwischen ihnen eine Schlafstelle suchen. Verschiedene Mädchen kriechen sogar zu einem Landser unter die Decke. Es sieht so aus, als hätten sie auf uns gewartet wie Frieda auf mich. Auch wenn es der Nebenmann merkt, man macht sich nichts weiter daraus. Es geschieht unter der Decke, mit ansehen braucht es ja keiner. Natürlich gibt es auch andere, so wie ich, die sich nicht an das andere Geschlecht heranmachen. Sie fallen nur nicht auf. Es ist immer so, das Gute bleibt in der Stille und das Schlechte tritt aus dem Licht und erscheint als Beispiel. Jedenfalls ist die Sittlichkeit so stark ins Wanken gekommen wie nie zuvor. Ich fühle mich frei wie nie zuvor und schlafe schnell ein. Durch lautes Rufen werden wir plötzlich geweckt. Es ist stockdunkel, so gegen 22 Uhr. Abschiedsküsse sind zu sehen und zu hören. Höchster Alarm. Wir rücken sofort ab. Alles, was schon für den kommenden Tag an Reparaturen etc. vorbereitet war, ist hinfällig. Wir ziehen wieder in die Nacht, im Schneesturm zum unbekanntem Ziel. Auch den folgenden Tag und die ganze Nacht ziehen wir weiter mit nur wenigen kurzen Pausen. Im ersten Morgengrauen des übernächsten Tages stehen wieder unter Beschuss. Russische Granaten fliegen über uns hinweg und zerbersten in unserer unmittelbaren Nähe. Noch wissen wir nicht, wohin wir marschieren sind. Doch eines ist sicher, wir sind wieder in Frontnähe. Das Erlebnis mit Frieda ist fort. Nur noch in Deckung gehen, um das eigene Leben zu retten. Hat der Russe unsere Marschkolonnen etwa ausgemacht oder beschießt er die Straße aus reiner Routine wie üblich? Damit die Verluste in unseren Reihen nicht so groß sind, marschieren wir weit auseinandergezogen weiter.

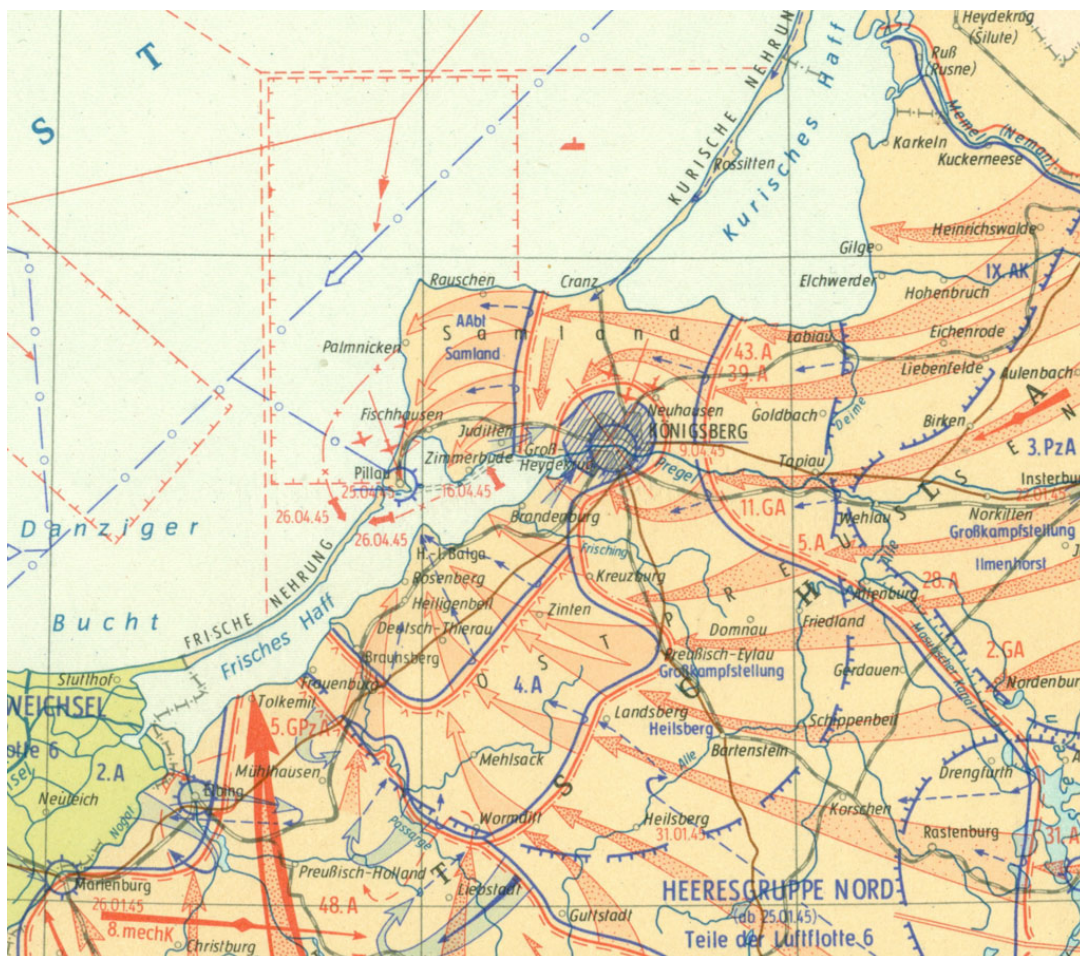
Von der Roten Armee fast überrollt

Der Schnee auf der Straße ist von all den Einschlägen schwarz pulverisiert. Soeben marschieren wir durch Hermsdorf (Osiek) in Ostpreußen. Jetzt müssen wir über eine Brücke, die über eine Bahnlinie führt. Sie liegt unter sehr starkem Beschuss. Ein getroffenes Fahrzeug behindert den Verkehr über die Brücke. Unsere Fahrer müssen gut aufpassen, um in voller Geschwindigkeit neben dem zerschossenen Wagen herzufahren. Einem toten Pferd fährt man sowieso über die Beine. Aber keiner wagt es, bei dem Beschuss den Wagen samt Pferden unten auf die Bahn zu werfen, um so eine freie Fahrbahn zu bekommen. Es wird bereits hell als wir in Woyditten (Woydiethen, Listowoje) angekommen. Ein kleines Dörfchen, dieses Woyditten daneben ein Gutshof und eine Scheune. Obwohl schon alles belegt ist, schafft es Oskar vor den anderen Landsern die Hühnerester zu leeren. Die Kampffahrzeuge trennen sich hier wieder von uns. Oskar und ich erhalten den Befehl, so schnell wie möglich alles an Schuhen der Einheit wieder in Ordnung zu bringen. Werkzeuge müssen wir uns selbst besorgen. Wir durchsuchen die Häuser, welche bereits von Landsern besetzt sind und die, die nicht belegt sind. In der Schule finde ich in der Lehrerwohnung eine Nähmaschine. Nähgarn und Scheren sowie Nadeln sind in fast jedem Haus vorhanden. So kann es losgehen.

Sturm auf Königsberg

Die Rote Armee hatte durch ihren Vorstoß zur Ostsee bereits am 25. Januar 1945 die Versorgung der Wehrmachtssoldaten über den Landweg weitgehend unterbrochen. Der Seeweg über den Hafen Pillau war zwar noch offen, doch die Seeverversorgung wurde durch Luftangriffe und russische Zerstörer empfindlich gestört. Der Gefechtsstand des 4. Armeekommandos lag in Zinten, musste aber nach schweren Kämpfen am 25. Februar geräumt werden. Die Wehrmacht wurde immer weiter in Richtung der Nehrung gedrängt. Das deutsche Oberkommando sah sich am 20. März gezwungen, die Evakuierung der 4. Armee über Pillau zu anzuordnen. Da keine Transportmittel zur Verfügung standen, mussten die 150.000 verbliebenen Soldaten den Brückenkopf verteidigen. Nur etwa 5.000 Soldaten gelang die Flucht über den Hafen. Die UdSSR berichtet im 4. Band des „Großen Vaterländischen Krieg“, dass vom 13. - 29. März 1945 etwa 93.000 deutsche Soldaten getötet und 46.448 in sowjetische Gefangenschaft genommen wurden.

Oskar hatte eine Handwerkskiste auf einem Wagen einer fremden Einheit ausgemacht. Als die Luft rein ist, helfe ich ihm, die Kiste in unser Quartier zu tragen. Unser Quartier ist das Waschhaus, was zum Gutshof gehört. Die Kiste und alles an Werkzeug, was man eventuell erkennen könnte, wird verbrannt. „Sonst gibt es ja mehr bunte Kühe als eine.“ Es wird Zeit, dass wir beginnen. Oskar und ich kommen mit der Arbeit gut zurecht. Man muss sich hier gut anstellen, wenn man unabkömmlich sein will. Immer wieder werden die Kameraden zum Gefechtsstand geholt. Die Verluste sind immens, doch solange wir hier genügend Arbeit haben, sind wir sicher. Mitten zwischen den Häusern, Ställen und Scheunen stehen schwere Granatwerfer. Hinter uns steht noch die Artillerie. Somit sind wir mitten im Kampfgebiet und der Russe antwortet auch ganz schön mit Bleisalven. Die Verluste in der Einheit steigen von Tag zu Tag. Über den Buschfunk erfahren wir etwas über den Kampf in Zinten (Kornewo). Was da geschieht, soll unverantwortlich sein.



Auszug aus Karte Nr. 92, Geschichte des großen vaterländischen Krieges der Sowjetunion (Zerschlagung des Gegners vom 13. Januar bis 26. April 1945 um Königsberg (Kaliningrad))

In unserem Waschhaus fliegen uns auch die Scheiben um die Ohren und eine Ecke des Trockenraumes ist durch eine Explosion weggerissen. Sonst geht es, Gott sei Dank noch gut. In Deckung müssen wir ständig gehen.

Neben unserem Haus steht ein herrenloser Panjewagen. Oskar und ich haben das Bedürfnis, wieder einen Wagen zu besitzen, um nicht immer laufen zu müssen. Aber woher Pferd und Geschirr bekommen? Es wird schon wieder Abend und wir gehen auf unsere Stube. Hier liegen so viele fremde Einheiten, die kommen und gehen. Da lässt sich bestimmt was machen, sage ich zu Oskar. Richtig. Auf dem großen Gutshof stehen zwei ausgeschirrte Pferde an einen Wagen gebunden. Frech und dreist, als wären es unsere, fasst sich jeder ein Pferd am Kopf und geht damit ab. Durch unsere Waschküche im Quartier geht es mit ihnen in den Trockenraum. Hier werden sie ausgebunden und gefüttert. Oskar kommt noch am gleichen Abend mit einer Petroleumlampe an. Wir hatten kein Licht. Viel Petroleum war nicht mehr drin. Aber auch das gelang. Wir brauchten gar nicht weit zu laufen. Gerade zieht an unserem Hause eine fremde Einheit vorbei. Fast jeder Wagen hat hinten eine Sturmlaterne an einem Draht hängen. So nimmt im Schutze der Dunkelheit ein jeder von uns jeden zweiten Wagen vor und stellt die erbeuteten Laternen vor unserem Haus ab. Als kein Fahrzeug mehr kommt, schütten wir das Petroleum um in eine Kanne, die in der Waschküche stand und erhalten so etwa 10 Liter Brennstoff auf Vorrat. Die Lampen stellen wir hinter die Waschküche, sie sind ja jetzt wertlos für uns.

So mögen vier bis fünf Tage hier in Woyditten vergehen. Zivilisten waren nicht mehr da. So haben wir unsere alte und dreckige Wäsche mit sauberer aus den Schränken der Wohnungen getauscht. Während wir uns umzogen, hörten wir wieder etwas über die hohen Verlustmeldungen beim Kampf um Zinten, welchen der Russe am 13. Februar gestartet hatte. Aber was störte uns das in dieser Zeit, denn wir hatten selbst genug Verluste zu beklagen. Wir haben in dieser Zeit so oft um unser Leben gebangt und den Kopf so oft in den Schlamm und dreckigen Schnee gesteckt. Als der Abmarschbefehl für die Nacht kommt, wollen wir wenigstens noch

einmal Pfannekuchen backen. Oskar hat noch ein paar Eier gefunden und ich das Weizenmehl. Fett und Pfanne waren auch noch da. So rühren wir das Mehl mit den Eiern und Wasser an. Doch heute will das Backen nicht gelingen. Der Teig backt in der Pfanne nicht zusammen. Alle Versuche missglücken. Scheinbar war es ausgewaschener Weizen, aus dem das Mehl gemahlen wurde. Schade nur um die Eier. Oskar wird es zu dumm. So nimmt er den Napf mit dem Teig und stellt ihn auf den Ofen und meint: „Jetzt kann er backen und der Iwan soll glauben, es sei Brot zum Essen“. Wir packen unsere Sachen auf den erbeuteten Wagen. Sogar die Nähmaschine wird aufgeladen. Hier in Woyditten haben wir unser Gepäck wieder gut auffüllen können. Das ist ein Zeichen, dass man leben will. Wenn es mal eine Stunde ruhig ist, denkt man nicht an den Krieg, sondern nur an das Leben und Überleben. Genau anders ist es, wenn es wieder drunter und drüber geht, dann glaubt man nicht mehr an den nächsten Augenblick. Man gibt sich selbst auf. Der Krieg hat uns zu sehr mitgenommen. Wir können nicht mehr. Es erschüttert mich nicht mehr, wenn der Nebenmann stirbt. Deshalb schreibe ich auch nur die Ereignisse und Begebenheiten auf, die mich berühren. Die Toten, die Verwundeten, die Stöhnenden und Schreienden sind mir inzwischen gleichgültig geworden. So berichte ich zum Beispiel über das Stehlen der Pferde in Woyditten. Das war zwar gefährlich, doch interessant. Wir schirren die Pferde und spannen den Wagen an und fahren schnell hinter einem unserer Fahrzeuge hinterher. Draußen auf freier Straße sollen wir uns sammeln.



Auszug aus der Karte „Ostpreußen“ Bundesamt für Kartographie
 Überblick über die nahen Kampfhandlungen in Zinten

Hier in Woyditten ist es jetzt im letzten Augenblick noch mulmig geworden. Der Iwan schießt wieder aus allen Rohren. Die anderen Einheiten sind schon fort, der Ort ist jetzt wie ausgestorben. Wir ziehen als Letzte ab. Drüben am Waldesrand knattern schon einige russische MG. Die Bleikugeln schwirren über unsere Köpfe. So nach und nach finden sich die restlichen Soldaten und Fahrzeuge ein. Jetzt kommen auch noch die Gefechtsfahrzeuge und wir fahren in die Nacht hinein. Es gibt wieder eine lange Nacht. Ein Stückchen fahren, wieder halten. Vor acht Stunden sind wir aus Woyditten abgezogen und kommen jetzt erst durch Hermsdorf (Pogranitschny), etwa sieben Kilometer. Die Gefechtsfahrzeuge lösen sich wieder von uns. Die Führung achtete darauf, dass möglichst viele Soldaten eingesammelt wurden, um so die Verluste

der vergangenen Tage auszugleichen und stark zu sein, wenn der Iwan wieder zuschlägt.

Durch den Abzug der Gefechtsfahrzeuge können wir schneller weiterziehen. Es wird gerade hell, als wir auf einem Bauernhof etwa acht Kilometer hinter Hermsdorf einziehen. Für uns Mannschaftsgrade bleiben noch die Schweineställe als Quartier. Die anderen Bauten sind bereits durch andere Einheiten belegt. Lediglich unsere Herren kommen im Haus unter.

Das Quartier bei Hermsdorf (Pogranitschny)

In eine Schweinebucht kommen die Pferde, da ist noch Mist drin. Die andere Bucht haben wir notdürftig gereinigt, mit Stroh ausgelegt und uns schlafen gelegt. Gegen Mittag wird alles mobil gemacht. Im Augenblick knallt es mal nicht, da bekommt unser Spieß einen Koller. Pferde putzen, Waffen reinigen usw. Mit Oskar soll ich mir ein Quartier suchen, in welchem wir arbeiten können. Ein schwieriges Vorhaben in einer Gegend, wo einerseits noch Zivilisten wohnen und andererseits die Gebäude voller Soldaten sind. Zudem stehen in der Gegend nur zwei kleine Häuschen in der Art von polnischen Hütten. Widerspruch hat im Augenblick keinen Sinn, sonst wird man sofort zur Kanonier-Kompanie versetzt. Solange man das hinauschieben kann, tut man es. Mit diesem zusammengewürfelten Haufen zu ziehen, ist nicht gut für uns. Er wird immer dort eingesetzt, wo „dicke Luft ist“. Unter uns Soldaten wird diese Gruppe als Himmelfahrtskompanie bezeichnet. Gleich im ersten Haus hatten wir Glück. Die Einraumwohnung wird von einem alten Ehepaar bewohnt. Der Mann liegt krank im Bett. Wenn wir auf der Erde schlafen wollen und dort genügend Platz finden, dürfen wir ruhig kommen, meinten die alten Leutchen. In diesem Haus glaubt man nicht, im mittleren Ostpreußen zu sein, sondern es sieht sehr polnisch aus hier. Es ist ein Doppelhaus. Nicht wie bei uns üblich, wurde das Haus quer zum Giebel geteilt, sondern in Längsrichtung verläuft die Trennwand zwischen den beiden Wohnungen. Der Eingang befindet sich an der Seitenwand. Rechts geht es zum Stall, in dem Platz für eine Kuh und ein paar Schweine ist. Hinter der Haustür liegt ein Vorraum, der sich nicht als Flur bezeichnen lässt. Im Stall gibt es keine Decke, so

dass der Zugang zum Dachboden offen ist. Über dem Stall und dem Wohnraum ist Heu und Stroh gelagert. Vieh ist dagegen nicht mehr im Stall. Die Leiter, mit der man auf den Dachboden steigen kann, steht noch im Vorraum.

Im dem kleinen Wohnraum befindet sich ein gemauerter Herd und an der Wand das Bett der alten Leute. Auf dem Fußboden dazwischen ist gerade so viel Platz, dass Oskar, Bauer Jupp und ich dicht nebeneinander liegen können. Links neben der Tür steht noch ein Eisenbett. Auf der anderen Seite steht ein kleiner Tisch vor dem Fenster und daneben ein alter Küchenschrank. Daneben ist noch eine Tür, die zu einer Vorratskammer führt, doch das ist eher eine Rumpelkammer. Das ist somit die ganze Wohnung. Das Alter der Bewohner ist schlecht zu schätzen. Nach unserem westdeutschen Standard sind sie über 70 Jahre alt. Aber, es ist und bleibt ein Rätsel, wie wir später noch erfahren.

Jedenfalls holen wir sofort unseren Wagen her und tarnen ihn unter den Bäumen. Der Iwan wird mit seinen Fliegern immer aktiver. Auch heute sind hier im engeren Umkreis schon wieder Bomben gefallen. Und dazu noch die Angriffe mit Bordwaffen. Man weiß nicht mehr, wie und wo man sich noch verkriechen soll. Die Jagdbomber (Jabos) schießen zugleich mit den Bordwaffen in Flugrichtung, mit Raketen nach vorne und mit den Bomben hinter dir. Wenn die Flieger auf einen zukommen, ist „Holland in Not“. Die russischen Flugzeuge machen uns schwer zu schaffen und von der Luftwaffe ist kein Flieger mehr in der Luft zu sehen.

Wir begeben uns sofort an die Arbeit. Man muss sich schon zusammennehmen. Nachdem Oskar sein Handwerkszeug ausgebreitet hat und ich die Nähmaschine stehen habe, ist nicht mehr viel Platz im Zimmer. Zudem kommen immer wieder Soldaten zu uns mit dem ein oder anderen Reparaturanliegen. So vergeht der Rest des Tages für uns ruhig. Doch in nicht allzu weiter Ferne ist das bedrohliche Grollen der Front zu hören. Von unserem Quartier aus kann man



Alfons Rütter, Herbert Gullumeyer
und Oskar Tontara
Aufnahme aus März 1943

die Fontänen der Einschläge sehen. Der Iwan nimmt auch dieses Dörfchen aufs Korn. Vor allem mit schweren Granaten. Hoffentlich schwenkt er die Geschütze nicht zu uns am Dorfrand herüber.

Wir drei legen uns früh schlafen. Diese ruhige Nacht wollen wir wenigstens ausnutzen. Die alten Leutchen machen es gleich mit uns. Weil kein Klo vorhanden ist, genießen sie sich nicht, vor uns ihre Geschäfte, ob groß der klein, im Zimmer zu machen. Das ging schon am hellen Nachmittag so. Wir haben uns nur dumm angesehen und gegrinst, als die Frau ihre Röcke hochhob und sich das Töpfchen zwischen die Beine hielt. Einen Schlüpfer hatte sie nicht an. Jetzt am späten Abend geschah es wieder so. Das Töpfchen wanderte danach unters Bett.

Jupp und ich konnten uns nicht allzu gut mit ihnen verständigen, weil sie nur das ostpreußische Platt sprechen konnten. Sogar Oskar musste aufpassen. Sie sprachen ganz anders als in seiner Heimat. Doch verstanden wir aus ihrer Unterhaltung, dass sie auf ihre Tochter Marielle warteten. Wir hörten nur immer wieder, sie hatte Bescheid gegeben, dass sie heute vorbeikommt.

Wir hatten schon geschlafen. Es mochte so gegen 22 Uhr gewesen sein. Die alten Leutchen hatten die Petroleumlampe schwach angelassen. Durch lautes Sprechen vor dem Haus werden wir geweckt. Aus den Stimmen hören wir Männer und Frauenstimmen heraus. Sie sprechen deutsch. Wir bleiben ruhig. Sie kommen herein. Die Lampe wird im gleichen Augenblick hell gedreht. Ein noch junges Mädchen läuft vor unseren Beinen her zum Bett der alten Leutchen. Sie umarmt und küsst beide. Unter Tränen in den Augen der Alten wird sie innig gedrückt. Es ist ihre erwartete Tochter. Schätzungsweise ist sie 20 Jahre jung. Hübsch ist sie, das erkennen wir sofort, obwohl sie in Winterkleidung eingemummt ist. Die Alten, 70 Jahre, was für ein Altersunterschied? Ihr Anhang ist inzwischen auch hereingekommen. Wir müssen unsere Füße einziehen, damit alle Platz haben. Sie setzen sich auf das leere Bett und die Bank. Es sind drei Landser und noch zwei Mädchen. Die Hellblonde von ihnen ist hier aus der Gegend, aus Tiefensee. Sie mag auch um die 20 Jahre jung sein. Die Schwarzhaarige ist eine Berlinerin. Sie hat ihre Schnauze nicht in Berlin gelassen, sondern mit nach Ostpreußen gebracht. Sie ist hier bei den Eingetretenen die Wortführerin. Die Landser verhalten sich ruhig.

Vielleicht, weil sie uns in dem Haus vorgefunden haben. Der Berlinerin macht das alles nichts aus, sie redet wie ein Wasserfall. Sie flaxt mit den mitgebrachten Landsern. Sie stört sich nicht an die knapp einen Meter entfernte rührende Begrüßung von Marielle und ihren Eltern. Die Hellblonde ist ruhiger, macht in ihrer Art aber beim Flaxen mit. Wir sind wohl wach, stören uns aber nicht an die Hereingetretenen und schweigen.

(Das vierte handgeschriebene Buch)

Doch im und am Bett der alten Leutchen wird es lauter. Alle drei weinen. Wir machen so, als hörten wir es nicht. Mit den Landsern fangen wir ein Gespräch an und fragen sie, wann und wo sie die Mädchen aufgegriffen haben. Sie erzählten, dass sie sie heute aus Tiefensee mitgebracht haben. Die Landser geben sich sehr wortkarg, scheinbar trauen sie uns nicht.

Jetzt mischt sich die Berlinerin mit in das Gespräch am Bett der Alten ein. Es geht laut zu. Sie meinte, es wäre doch gar nichts dabei. Ihre Tochter bliebe doch nur diese eine Nacht. Schließlich wäre sie ganz in ihrer Nähe. Es wäre auch weiter nichts dabei und was man versprochen habe, müsse man auch halten. Die Landser wären ihnen am Tage gefällig gewesen. Jetzt müssten sie auch den Abend und die Nacht mit ihnen verbringen. Marielle weint, schimpft und wird trotzig zu ihren Eltern. Die Alten weinen und flehen sie an, sie doch nicht mehr zu verlassen. Wir sind jetzt ganz Ohr, was sich zwischen Marielle, den Alten und der Berlinerin zuträgt. Wir mussten diesen Streit mit ansehen und anhören, so tut es einem Leid für die Alten. Dreinschlagen möchte ich auf Marielle und die Berlinerin. Trotz ihres patzigen Wesens will sie erst das Ja-Wort der Alten bekommen. Können die Alten „Ja“ sagen für eine Nacht voller Sünde und Seligkeit für ihre Tochter. Sie wartete, sie weint. Sie ist trotzig. Sie schimpft. Nach einer Viertelstunde ist das „Ja“ immer noch nicht da. Sie will jetzt ohne Einverständnis gehen.

In mir kocht es. Ich kann nicht mehr schweigen. „Schämen sollt ihr euch. Ist es überhaupt möglich, dass eine Tochter ihren Eltern durch so etwas die Wiedersehensfreude verdirbt, sogar noch Kummer macht? Seht ihr denn gar nicht, in welcher Not die Alten sind und vor allen Dingen ihr Jungen euch hineinmanövriert.“ Ich richtete mich den Landsern zu und sprach: „Ist es noch

Hilfsbereitschaft, von den Eltern die Tochter zu fordern für eine Freudennacht? Ich wünschte mir, ich wäre jetzt zu Hause. Ich jedenfalls würde es anders machen als ihr. Meine Eltern gingen mir immer vor der eigenen Lust.“ So ist es aus mir herausgeplatzt.

Ich habe nicht geahnt, dass ich in ein Wespennest treten würde. Aus dem über mich hereinbrechenden Gezeter der drei Mädchen verstehe ich nur immer wieder: Ich passe nicht in diese Welt, so etwas Dummes von einem Soldaten hätten sie noch nicht gehört. Ich wäre bestimmt der einzige Soldat, der noch nicht wüsste, welche Wonne Liebe sei. Als ich dann aber nochmals meinen Standpunkt betont und fest gegenüber ihnen vertrat und ihre Schamlosigkeit darstellte in der Meinung, wenn es bei ihnen, denn nur auf Liebe ankäme, dann könnten sie auch hier im Zimmer bleiben. Wir würden sie in keiner Weise daran hindern oder stören. Sie hätten es ja offen ausgesprochen, was sie wollten, so würde ihnen ja auch die Öffentlichkeit nichts mehr ausmachen. Nebenbei sind wir müde und täten ihnen den Gefallen, zu schlafen. Wenn sie aber noch Schamgefühl hätten, was ich bei ihnen nicht mehr vermute, dann brauchten sie ja nur abwechselnd für zehn Minuten nach nebenan in den Stall zu gehen. Jedenfalls würden sie damit mehr Charakter zeigen, als die alten Eltern im Stich zu lassen. Nach meiner Moralpredigt kommen sie unter sich noch in Streit. Die Berlinerin meinte, der Soldat hat recht.

Marielle sagte ihren Eltern, dass sie am folgenden Tag so schnell wie möglich versuchen werde, nach Berlin durchzukommen.

Erstaunlich ist für mich nur, dass die Eltern ihre Tochter zwar bitten, bei ihnen zu bleiben, jedoch nicht die Freudennacht verbieten.

Jetzt nach 13 Jahren schäme ich mich noch über die Episode, die in diesem Haus passiert ist. Es war nicht meine Moralpredigt, sondern die Ereignisse danach. In diesem Buch soll aber alles erzählt werden, was ich in diesem Krieg erlebt habe. Die aussichtslose Lage ohne Zukunftsperspektive in dieser Zeit führen zu Handlungen, die im Rückblick unvorstellbar erscheinen. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich nicht, dass mich ein guter Schutzengel in die Zukunft rettet.

Jedenfalls gehen die Mädchen mit ihren Soldaten. Die Eltern hatten sich doch zur Zustimmung erweichen lassen. Mit Ausnahme unserer zweistündigen Wache, in der wir immer näherkommende Einschläge vernahmen, verlebten wir noch eine ruhige Nacht mit einigen Stunden Schlaf.

Kurz nachdem uns die Wache geweckt und wir noch mit dem Kaffeetrinken beschäftigt sind, kommen die beiden Mädchen, Marielle und die hellblonde aus Tiefensee, zurück. Die Berlinerin haben sie nicht mitgebracht. Sie scheint schon auf dem Heimweg zu sein.

Wir stören uns nicht an sie und beginnen sofort wieder mit der Arbeit wie am Tag zuvor. Die beiden Mädchen frühstückten erst einmal ordentlich mit ihrer Mutter am Tisch, nachdem Oskar und ich ihn freigeräumt hatten. Der Vater bekommt das Frühstück ans Bett gebracht.

Sofort nach dem Frühstück schüttet die Mutter erst einmal den vollen „Familientopf“ aus. Als erstes fängt der Vater an, ihn wieder zu füllen. Ihm folgt die Mutter. Der Mief und Gestank im Raum sind fruchtbar. Wer nun glaubt, jetzt würde das Töpfchen wieder ausgeschüttet, irrt. Genau wie die Alten, ohne sich herumzudrehen oder zu genieren, stellt sich Marielle vor das Töpfchen mit dem Gesicht zu uns, hebt die Röcke hoch, zieht den Schlüpfer herunter und setzt sich auf das Töpfchen. In der gleichen Weise macht es noch die Hellblonde aus Tiefensee. Wegen Überfüllung musste jetzt das Töpfchen geleert werden. Als die Mädchen mit ihren „Geschäften“ anfangen, fing Oskar mit derben Worten an zu frotzeln. Das versteht sich von selbst, dass Oskar bei solchen Anblicken nicht schweigt. Aus alledem machten sich die Eltern nichts. Schamgefühl hatten alle vier kein Fünkchen mehr, oder sie betrachteten den Stoffwechsel als gleiche Handlung wie das Essen. Jedenfalls erzeugten die nackten Unterleiber der beiden Mädchen bei uns andere Gefühle. Wenn man auch nicht immer hinsehen wollte oder tat, die Blicke genügten schon, um eine Erregung zu erzeugen. Sollte das etwa die Rache sein von gestern Abend? Wollten sie uns hiermit strafen? Das Blut schwoll in uns an. Selbst Oskar, der sonst recht abgeklärt wirkt, merkte man es an.

Nachdem sie nun ihre Geschäfte erledigt hatten, wurden noch schnell die Tassen gespült. Marielle macht sich am zweiten Bett zu schaffen. Sie legt es aus, stellt ihr Gepäck darauf ab und zieht zwei Nachthemden heraus. Oskar und ich kneifen ein Auge zu und zwinkern uns so zu. Was jetzt wohl noch kommt? Heimlich bin ich froh, dass es noch sehr früher Morgen ist und noch keine Soldaten zu Besuch erwarten, um ihre reparierten Schuhe oder Kleider zu holen. Was hätten sie dann wohl für einen Gesprächsstoff, jetzt, wo sich die beiden Mädchen ausziehen. Sie tun beide so, als wären sie allein im Raum. Auch die Eltern sagen zu alledem nichts oder fordern sie auf, sich von uns wegzudrehen. Für sie ist das Benehmen der beiden Mädchen natürlich, menschlich oder vielleicht sogar selbstverständlich. Nun stehen sie mit ihren kurzen, über den Schamhaaren endenden Nachthemden vor Oskar und sind im Begriff, ihre Nachthemden auszuziehen.

Oskar, wie er nun einmal ist, kann es sich nicht verkneifen, Marielle mit einer Nadel in das nackte Hinterteil zu pieken. Marielle ist schlagfertig, dreht sich um und klatscht Oskar einen schönen Schlag ins Gesicht. Der wiederum greift im gleichen Augenblick zu und fasst sie ordentlich in die Schamhaare. Dadurch springt Marielle zurück. Nun beginnt ein Wortwechsel. „Meinst du, wenn du uns schon ansehen darfst, du erreichst mehr durch dein Benehmen? Diese Scheide ist nicht für dein Schwert da, auch wenn es schon bei dir steht. Dieses Loch ist für dich zu.“ Oskar gibt natürlich kontra. Ich bin puder-rot vor Scham. Doch die Eltern hören sich diese Unterhaltung mit einer Selbstverständlichkeit an.

Drüben über Hermsdorf verdunkeln dichte Rauchwolken den Himmel. Die Fontänen der Einschläge steigen im gesamten überschaubaren Gebiet hoch. Bei jeder Siedlung oder sogar Einzelhäusern werden die Rauchwolken dichter. Wir rechnen jeden Augenblick damit, dass bald auch unser Haus vom Iwan aufs Korn genommen wird. Ich weiß nicht, wie lange wir noch verschont bleiben. Doch ich ekele mich davor, mit diesen Bewohnern in ein gemeinsames Grab zu kommen. Die Landser, die vom Gut drüben mit ihren Anliegen zu uns kommen, müssen immer öfter Bekanntschaft mit dem schneebedeckten Boden machen. Im Allgemeinen wird unser Außenbezirk noch verschont und

vielleicht haben wir mal wieder Glück oder einen guten Schutzengel. Einige der Landser, die uns besuchen, betrachten die beiden im Bett schlafenden Mädchen kaum, andere dagegen möchten sie gern wecken und beneiden uns. Wir halten uns aber an die Arbeit. Es gibt noch viel aufzuholen. Außerdem möchten Oskar und ich in dieser Situation nicht auffallen, sonst landen wir sofort in der Infanterie. Wer möchte das Todesurteil über sich schon sprechen hören?

Mittags bringt uns Bauer Jupp das Essen mit von der Feldküche. Ein Glück ist es wieder, dass weiter kein Besuch bei uns ist. Die beiden Mädchen stehen unter der gleichen Zeremonie auf, wie sie sich hingelegten. Auch das Töpfchen nimmt wieder die Runde. Bei den Mädchen noch in kürzerem Hemdchen. Bei allem, was geschieht, bei mir wallt das Blut immer stärker. Trotzdem nehmen die Widerstände ab und am Nachmittag kommt ein vertrautes Verhältnis durch Neckereien auf. Am Abend wollen wir uns früh hinlegen. Wir alle drei haben Wache. Unsere Hausgenossen wünschen uns einen angenehmen Schlaf.

Mit dem Eintritt der Dunkelheit wechselt der Beschuss fast völlig auf Hermsdorf und scheint unseren Außenbezirk zu verschonen. Allem Anschein nach werden wir eine ruhige Nacht erleben. Nachdem wir unser Abendbrot eingenommen hatten, welches Bauer Jupp aus der Feldküche mitbrachte, legten wir uns schlafen. Ausziehen war schon lange nicht mehr drin, jeden Moment mussten wir mit einem Kriegseinsatz rechnen.

Die Mutter mit den beiden Mädchen lösten uns am Tisch ab und der Vater isst wieder im Bett.

Während die beiden Mädchen spülen, zieht die Mutter das obere Kleid aus. Das Kleid, welches darunter ist, reicht aus, um sie im Bett zu wärmen. Der Vater müht sich ab, im Bett sein Geschäft zu verrichten. Die Mutter nimmt ihm das Töpfchen ab und hält es sich selbst unter die Beine. Die paar Tassen haben die Mädchen schnell gespült und fortgestellt. Wir unterhalten uns nun ganz nett mit ihnen. Bei ihrem Ausziehen kommt nicht mehr die Unterhaltung vom Morgen auf. Mit Worten wird von ihren nackten Leibern keine Notiz genommen. Doch ...

Hier an dieser Stelle wurden zwölf handgeschriebene Seiten von meinem Vater entfernt. Ob die drei Landser und die Mädchen sich doch nähergekommen sind, bleibt offen. In einem späteren Teil des Buches beschreibt mein Vater, dass er seine Vorstellung von Enthaltsamkeit bis zur Ehe nicht gebrochen hat. Das 6. Gebot: „Du sollst nicht Ehe brechen“ und das 9. Gebot: „Du sollst nicht die Frau deines Nächsten begehren“, wurden ihm seit seiner Kindheit in der sehr katholischen Erziehung so eingeprägt, dass jeglicher sexuelle Kontakt vor der Eheschließung eine Sünde sei. Dieser Moralvorstellung hat er sich nicht nur im Soldatensein unterworfen.

Durch die herausgerissenen Seiten fehlt auch, wann sie das Haus verlassen haben und wohin die weitere Marschrichtung folgte. Aus dem Wehrmachtslexikon ist zu entnehmen, dass das Artillerieregiment an der Schlacht um Königsberg beteiligt war. Darüber hinaus beschreibt er den Kampf um einen Bahndamm und den Geruch des Haffs. Die Bahnlinien von Zinten und Heiligenbeil führen zusammen nach Königsberg. Die beschriebene Autobahn führt westlich von Zinten nach Königsberg.

In der Nähe des „Frischen Haff“

Wir sind wieder am Marschieren und auf der „Autobahn“ unterwegs. Besonders gefährlich sind Fliegerangriffe. Die „Kaffeemühle“ kreuzt unentwegt über uns. Keiner will ihr ein lohnendes Ziel bieten. Dennoch lässt sie ihre Bomben auf unsere Straße fallen. Ziele für die Bomben bietet diese Straße reichlich. Jede Explosion verlangsamt unser Fortkommen, teilweise müssen wir die Krater erst schließen, damit unsere Fahrzeuge weiterfahren können. Diese Zeit nutzt der Russe für weitere Angriffe. Rund um uns herum das bedrohliche Grollen der Front. Warum traut sich niemand, diese Sinnlosigkeit zu beenden? Warum mordet man weiter? Doch die Stimmung verändert sich spürbar. Jeder ist nur noch darauf bedacht, seine eigene Haut zu retten. Der Spaten ist auf einmal wichtiger als das Gewehr. Lieber eingraben als schießen und beim Zielen selbst zur Zielscheibe werden. Die Diskussion untereinander wird jetzt wegen der als aussichtslos empfundenen

Lage immer offener. Lieber in russische Hände fallen und nach Entbehrungen nach dem Krieg wieder heimkehren, so die mehr oder weniger offenen Gedanken der Kameraden. Ist eine Gefangenschaft besser als hier zu verbluten?

Eine noch intakte Brücke der Autobahn führt über eine Hauptstraße. Als Autobahn und Feld wieder eine Höhe bilden, ziehen wir seitlich ab. Nach etwa fünf Kilometern satteln wir mitten im Wald ab. Nur die Gefechtsfahrzeuge ziehen weiter. Immer müssen von der Protzenstellung neue Leute mit zur Infanterie. Die Ausfälle vorn muss die Protzenstellung ausgleichen. Diesmal haben Oskar und ich noch Glück. Immer weniger Leute stehen zur Verfügung, um die Fahrbereitschaft der restlichen Geschütze zu sichern. Aus Tannenzweigen bauen wir uns ein Lager und schlafen den Rest der Nacht unter freiem Himmel.

Es ist März und Tauwetter tritt ein. Diese nasskalte Zeit und der nie mehr volle Magen zehren stark an unserer Willenskraft. Vier Tage liegen wir jetzt im Wald. Ohne Dach, ohne Feuer nur dem Regen und dem Schneematsch ausgesetzt. Nun ist es so weit, der Unteroffizier erteilt Oskar den Marschbefehl, Oskar muss nach vorn. Er soll aber seine Schusterkiste mitnehmen. Jetzt rechne ich auch jeden Tag mit meiner Abberufung.

Hier im Wald haben wir uns aus einer großen Plane ein Zelt gebaut. Es schützt uns lediglich vor dem Regen. Damit es auch von unten etwas trockener ist, haben wir trockene Reisigbüsche gesammelt und untergelegt. Wir verharren hier wartend ein paar Tage, bis ein Schanzkommando zusammengestellt wird. Da bin ich auch bei. Vorschriftsmäßig mit Waffen und Sturmgepäck werden wir zum Gefechtsstand gefahren. Dort treffe ich Oskar wieder und freue mich, dass er unversehrt ist. Ihm gefällt es im Gefechtsstand besser als in der Protzenstellung. Hier habe er wenigstens ein Dach über dem Kopf und ist nicht immer nass. Der Gefechtsstand liegt in der Nähe eines Bauernhofs. Der Beschuss auf diesem Gehöft ist noch zu ertragen.

Mit Einbruch der Dunkelheit begeben wir uns mit Schaufeln und Hacken und zusätzlich bewaffnet nach vorn. Von einer ruhigen Front kann man nicht sprechen. Überall blitzte es auf. Die Leuchtkugeln gehen so nah auf, dass man sogar hier im Wald den Weg gut erkennen kann. Wir stoßen an eine eingleisige

Eisenbahnlinie, welche zur Hauptbahn Richtung Königsberg führt, und gehen an dieser weiter entlang, bis wir auf freies Feld kommen. Unser Begleiter, der uns den Weg nach vorn zeigt, warnt jetzt. Wir können nur noch in weit auseinander gezogener Schützenkette gehen. Im Schutze des Bahndamms, der hier meistens kaum mehr als einen Meter hoch ist, müssen wir uns vorarbeiten. Die russischen Infanteriegeschosse und MG-Garben schlagen so in den Bahndamm oder fegen knapp über ihn hinweg. An zwei Stellen ist das Feld mit dem Bahndamm gleich. Hier heißt es, schnell und robbend hinüberkommen. Der Iwan kennt diese beiden Schwachstellen und hält sie damit unter MG-Dauerfeuer. Ich schätze die Entfernung bis zum Russen auf höchstens 500 Meter. Die Front verläuft parallel zur Bahn. Wir müssen in dieser Nacht einen Bunker vor dem Bahndamm graben. In der kommenden Nacht soll dieser dann mit Holz ausgekleidet werden. Doch das übernimmt ein anderer Trupp. Die Arbeit ist nicht ungewöhnlich, doch hier müssen wir in absolute Deckung gehen. Was hier mit der Front los ist, wissen wir nicht. Manchmal ist direkt vor dem Bahndamm eine böse Schießerei. Dann greifen wir auch zum Karabiner. Es ist eine Nacht größter Spähtrupptätigkeit. Durch die lockere Front sickern sogar feindliche Spähtrupps bis zum Bahndamm durch. Wir schaffen zum Glück unser Pensum lange vor dem Hellwerden. Jetzt müssen wir unter den gleichen Umständen zurück. Nun schießt der Russe sogar mit seiner ZiS-3-Feldkanone auf uns, die bei den Soldaten „Ratsch-Bumm“ genannt wird. Das sowjetische Divisionsgeschütz gilt als besonders gefährlich, denn zuerst hörte man den Einschlag „Ratsch“ bevor der Knall zu hören war „Bumm“. Das Geschoss ist schneller als der Schall, somit kommt der Tod vor der Warnung. Vor dieser Granate gab es kein Entrinnen, somit war auch unsere Angst vor Einschlägen der „Ratsch-Bumm-Geschosse“ größer als den üblichen Granaten. Natürlich schoss der Russe auch mit leichten Granatwerfern, deren Begegnung uns auf dem Rückweg ebenso nicht erspart blieb. Auf dem Rückweg vom Bunker befinde ich mich gerade in einer zweiten Ebene und setze zu einem Sprung in eine sichere Deckung an. Ich bekomme einen Schlag in meine Hüften und vernehme ein Ticken. Die Schmerzen sind heftig. Eine Granate mit Zeitzünder ist mitten durch meine Beine in die Erde geschlagen. Ich drücke mich noch tiefer in die Erde und warte auf

das Kriechen. Das Ticken hört auf. Keine Detonation. Ein Blindgänger. Schockiert von diesem Glück oder unsichtbarem Schutzengel dränge ich noch schneller in den schützenden Wald, obwohl der Schmerz in den Hüften immer noch heftig stach. Es war bereits taghell, als wir die provisorische Protzenstellung in unserem Waldlager wieder erreichten. Immer wieder wurden berittene Trupps losgeschickt, um für uns eine überdachte Stellung zu suchen. Nach Tagen des Suchens glückte es dann auch. Wir ziehen auf Gut Marienhöhe, einem Gutshaus neueren Stils mit riesigen Stallungen und Scheunen und sogar einer eigenen Arbeitersiedlung. Den ersten Tag müssen wir noch in einer Scheune kampieren, dann wird ein Flügel des Herrenhauses frei. Es sind vier Zimmer, die uns zugeteilt werden. Ich komme mit weiteren fünf Kameraden in das Jagdzimmer. Die Gewehrschränke stehen noch an der Wand, allerdings ohne Waffen. Sonst ist hier alles ziemlich durcheinander, unsere Vorgänger haben wohl keinen Ordnungssinn gehabt. Wir haben viel aufzuräumen.

In einem großen Kehrhaufen, den ich hinausbringe, finde ich ein kath. Gebetsbuch. Fortwerfen? Nein, ich stecke es ein. Man kann es immer noch irgendwo liegen lassen. Die Wände des Jagdzimmers hängen voller Reh- und Hirschgeweihe, schön säuberlich mit Abschussdatum und Jagdhund versehen. Bei einigen verkrüppelten Geweihen ist sogar die Krankheitsbezeichnung vermerkt. Als Prunkstück hängt mitten an der Längswand ein wunderbares und gewaltiges Hirschgeweih. Es wurde bei der Jagdausstellung 1937 in Berlin mit der Goldmedaille ausgezeichnet. Die Medaille hing noch zur Zierde am Geweih. Aus den Geschäftsbüchern geht hervor, dass es sich um ein Zweiggut eines noch größeren Stammgutes handelt. Nur die Ställe wimmelten voller Ratten.

Wir waren froh, erst einmal wieder ein Dach über dem Kopf zu haben. So erleben wir erst einmal ein paar verhältnismäßig ruhige Tage. Der Beschuss zielte meist auf die vorbeiführende Straße.

Etwas, was mich in diesen Tagen viel beschäftigte, waren Sackratten. Wann, wie und wo ich sie mir eingefangen hatte, ist mir schleierhaft. Geschlechtlich war ich mit niemandem zusammen und doch hatte ich ein fruchtbares Jucken und Brennen in den

Schamharen. Es war oft zum Verzweifeln, bis ich die Tierchen eines Tages -tief in meiner Haut eingefressen- entdeckte. Zum Sani zu gehen, schämte ich mich. Der hätte mir nicht geglaubt und sicher etwas anderes von mir gedacht. Und das ist nicht wahr. Ich muss sie mir durch Decken eingefangen haben, die ich mir nachts von einem fremden Wagen in Woyditten geklaut hatte. Jedenfalls muss ich sehen, dass ich sie wieder loswerde. Cuprex-Salbe hatte ich vorsichtshalber immer in meinem Gepäck. Zweimal schmierte ich die betroffene Körperpartie damit ein. Es brannte furchtbar. Doch nach zwei Tagen war es wieder das Gleiche. Jetzt musste ich rigoros vorgehen und die Plagegeister loswerden. Heimlich den Rasierapparat in die Tasche gesteckt und dann los auf ein nicht benutztes Klo hinter den Ställen. Es sollte niemand wissen. Ausgezogen trotz Kälte, sämtliche Schamhaare abrasiert und dann Cuprex drauf. Aufschreien hätte ich mögen, so brannte es jetzt. Mit dem Rest der Cuprex-Salbe schmierte ich die Unterhose und Hose an den betreffenden Stellen ein. Wegen des Gestankes von Cuprex habe ich mich an den kommenden Tagen draußen beschäftigt. Jedenfalls verschwanden die Viecher mit dieser Radikalkur. Aber nach Wochen war ich immer noch wund und die abgeschnittenen Haare stachen furchtbar, vor allem wenn man sich dick angezogen hatte und man viel laufen musste. Eines Morgens, der Tag zeichnete sich am Horizont an, begann die Front wieder zu rumoren. Auch die Straße und unser Gehöft lagen plötzlich unter schwerem Beschuss. Ohne Befehl, ohne Anweisung begann jeder seine paar Habseligkeiten zu packen. Die Pferde wurden trotz des Beschusses angeschirrt und die Wagen seitlich auf einen Feldweg gefahren. Von hier aus sahen wir einige Stunden zu, wie die Einschläge die Gebäude zerstörten. Niemand sagte etwas, dass wir instinktmäßig ohne Befehl gehandelt hatten.

Am Vormittag lässt der Beschuss auf unser Gehöft nach. Nun verteilt es sich als Störungsfeuer auf die ganze Gegend. Vor allem auf die Straßen. Die Front, die sonst zwei Kilometer von uns entfernt war, scheint merklich näher gekommen zu sein. Gewehr und MG-Feuer sind deutlich zu hören. Wir ziehen nun einzeln auf das Gehöft, um uns zu wärmen. Die Gefahr ist jedoch immer noch sehr groß. Ein Melder kommt von vorn durch. Der Gefechtsstand ist überrannt. Sie verteidigen sich aber noch. Nun meldet er uns noch

die Namen der Verwundeten und Gefallenen. Oskar ist mit vorn, seinen Namen nannte er nicht. Gegen Mittag kommen die ersten Wagen durch. Oskar ist dabei. Ich bin froh. Oskar erzählt, dass sie sich noch rechtzeitig in Sicherheit bringen konnten. Die anderen seien zu den Feuerstellungen der Geschütz-Batterien getürmt. Da wird auch Otto Baermann mit einem Schussbruch im Schienbein herangeschleppt. Mit dabei sind weitere Verwundete. Schnell werden sie von uns auf einen Wagen geladen und zum Hauptverbandsplatz transportiert. Nun wird es wieder mulmig. Drüben am Waldrand ist schweres MG-Feuer entbrannt. Die Einschläge erreichen den Giebel unseres noch stehenden, jedoch schwer beschädigten Gutshofes.

Wir begeben uns wieder ins Freie zu unseren Wagen, die inzwischen abmarschbereit sind. Nur der Befehl dazu kommt nicht. Drüben am Waldrand stößt der Russe vor. Wenn der Befehl zum Abmarsch nicht bald kommt, ist es für unsere Fahrzeuge zu spät. Nun auch das noch: feiner, dichter Regen kommt auf. Unsere Kleidung ist durchnass. Wir richten uns auf einen infanteristischen Kampf ein. Trotz Nässe legen wir uns wieder in unsere Deckungslöcher. Die Luft ist sehr eisenhaltig. Seitlich kommt der Russe nun an das Herrenhaus heran und wir warten immer noch auf den Abmarschbefehl. Wenn er nicht bald kommt, wird uns der Russe überrennen. Dann vernehmen wir ein Pfeifen und Dröhnen in der Luft. Ein Feuerschlag von ungeheurer Kraft und Dichte prasselt auf den Gutshof. Die Teile fliegen durch die Explosion bis zu unseren Stellungen. Es ist kaum zu glauben, doch durch den Feuerschlag kommt jetzt auch der Abmarschbefehl für uns. Der Tag neigt sich dem Ende zu und die Dämmerung tritt ein. Für das schöne Gutshaus der letzte Tag, denn die Flammen zündeln durch die Explosion, erst langsam und werden immer dichter. Sie erleuchten den eintretenden Nachthimmel. Noch sehr lange begleitet uns dieser Lichterschein auf unserem Marschweg, bis er in sich selbst zusammenfällt. All das Erarbeitete sowie auch das wertvolle Geweih haben die Flammen zerstört. Auf einer nächtlichen Rast werden schnell Gräber geschaufelt. Man hatte die Gefallenen der letzten 24 Stunden auf einen Wagen geladen und mitgenommen. Jetzt entledigt man sich dieser traurigen Last.

Irgendwo am Wegesrand, keiner wird in Zukunft mehr die Stelle zeigen können. Auch Bruno Friedrichs ist dabei.

Wir ziehen durch Felder, Wälder und Orte, den Feind im Nacken. Wann wird das Vernichten und Morden aufhören? Unser Weg führt durch einen Armee-Kraftfahrzeugpark. In einem Wald von mehreren Kilometern Durchmesser stehen hunderte von PKW, LKW, Omnibussen und Gefechtsfahrzeugen. Alles verlassen und tot. Nicht mehr bewegungsfähig mangels Sprits oder nicht mehr schießbereit, weil Munition kaum noch geliefert wird. Morgen wird sich der Russe schon das Nötige heraussuchen. Wir ziehen weiter und kommen erst gegen Abend in einen kleinen Ort. Am Ortsanfang begegnen wir den Nachschubeinheiten, die bereits abmarschbereit sind. Alles, was nicht niet- und nagelfest ist, wird von uns in Beschlag genommen. Zum Abend gibt es in allen Quartieren ein Festessen. So viel haben wir jedenfalls ergattern können. Alle verfügbaren Leute werden wieder für die Feldwachen eingeteilt. Ich habe Pech und muss sofort am Ortsrand in Stellung gehen. Wir übernehmen die Nacht, die Ablösung den Tag. Kurz vor der Feuerstellung unserer Batterie wird sich eingegraben. Dann legt und stellt man sich in die Löcher, um einfach in Bewegung zu bleiben und nicht einzuschlafen. Mit Feindberührung rechnet in dieser Nacht noch niemand. Zwar hat der März schon begonnen, doch in Ostpreußen sind Märznächte noch verdammt kalt. Ab und zu können wir in eine Feuerstellung zurück gehen und uns in einer Stube aufwärmen. Es ist bereits nach Mitternacht, da vernehmen wir Motorengeräusche vom Wald her.

Sollten es noch motorisierte deutsche Nachzügler sein oder schickt der Iwan schon den ersten motorisierten Spähtrupp hinter uns her? Jedenfalls springen wir erst einmal in unsere Löcher, Vorsicht ist immer besser. Etwa 50 Meter neben uns auf der Straße werden die Motoren abgestellt. Nur eine kurze Schrecksekunde ist Ruhe, dann bellt ein Maschinengewehr los, welches gleich an der Straße in Stellung liegt.

Aufschreien, Röcheln von Sterbenden, Mündungsfeuer aus Maschinenpistolen, Rattern, Pfeifen, Bersten und Stöhnen, die Angst vor dem Tode, alles überkommt uns plötzlich wieder. Wir fühlen uns wie Fliegen, die gefangen werden sollen und die dann wild im Zimmer hin- und her-schwirren. Sind wir eigentlich

noch Menschen? Nein, wir sind nur noch Bestien und arme, elende Würmer zugleich Bestien dem anderen gegenüber. Wir zerfleischen, wir morden und kennen kein Erbarmen. Wir benehmen uns niederträchtig gegenüber unseren Mitmenschen.

Vom Luftdruck werden wir an den Rand unserer Deckungslöcher gepresst oder, wer nicht tief liegt, fast aus unseren Löchern gesogen. Denken oder organisiert handeln ist in diesen Augenblicken nicht möglich. Nur instinktmäßiges Handeln sichert dem Einzelnen das Überleben.

Nun gehen auch noch Leuchtkugeln hoch. Ein paar Salven aus den Geschützen unserer Batterie, vor der wir hier in unserem Stellungsgraben liegen. Nun sausen wieder Granaten aus unseren Batterien über unsere Köpfe hinweg. Der Luftdruck reißt uns fast wieder aus den Löchern. Dann wird es wieder stiller, nur das Stöhnen und Röcheln bleibt.

Der russische Spähtrupp ist vernichtet oder die Überlebenden haben sich in der Dunkelheit zurückgezogen. Gegen Morgen werden wir abgelöst und legen uns erst einmal in den warmen Stuben schlafen. Es ist nur ein unruhiger, wacher Schlaf. Die Nerven sind total angespannt, so dass ich bei jeder geringsten Bewegung hellwach werde.

Gegen Mittag, als wir gerade mit unserem Kochgeschirr zur Feldküche gehen, kommt der Iwan mit vier T 34 Panzern seitlich über das freie Feld. Aus dieser Richtung hatte niemand mit ihm gerechnet. Seelenruhig nehmen die Panzer mit ihren MG-Geschossen und Kanonen alles aufs Korn, was sich bewegt. Jeder sprang so schnell er konnte in einen schützenden Graben. Unsere Geschütze konnten an dieser Stelle nicht eingreifen. Sie hatten kein freies Schussfeld. Niemand von uns konnte sich einen Reim daraus machen, warum der Russe nach etwa einer Viertelstunde wieder abzog. Mit seinen Kanonen hätte er unsere schützenden Gebäude in Schutt und Asche legen können. Wir erhielten den Rückzugsbefehl am Nachmittag. Wir gerieten unter starken Artillerie-Beschuss und die Fliegertätigkeit nahm zu. Nach einer noch einmal erfolgreichen Verteidigung umgibt uns wieder tiefe Dunkelheit. Noch einen Tag werden wir uns hier nicht mehr halten können, dann schießt uns der Russe zusammen. Und zum Glück gab es wieder einen Rückzugsbefehl im ostpreußischen Land. Lange kann es nicht mehr

dauern. Wir fühlen es. Wir spüren es. Der Westwind spült frische Seeluft heran. Wir ziehen Richtung Königsberg. Doch was dann? Das Haff ist nicht mehr zugefroren. Doch wie da rüberkommen? Das Haff ist 12 bis 20 Kilometer breit, dann folgt die offene See. Sind denn überhaupt noch Schiffe da? Auch bei uns hat sich herumgesprochen, dass es viele Schiffskatastrophen gegeben hat. Das Schicksal Wilhelm Gustloff hatten wir erfahren. Es war nicht erlaubt, darüber offen zu sprechen, daher wussten wir nicht, was Wahrheit und Erfindung war.

In meinem letzten Brief nach Hause vor einigen Wochen hatte ich geschrieben: „Vielleicht wartet das gleiche Schicksal auf mich, wie es mein Bruder Theodor vor zwei Jahren ereilte.“ Ich musste es so verklausulieren, damit der Brief nicht zensiert wird.

„Theodor war in der Feldküche einer Kompanie der 6. Armee in Stalingrad eingeteilt. Er wird vermisst.“

Wir marschieren wieder über eine breite Straße in der Hoffnung, Königsberg und das vielleicht rettende Haff noch zu erreichen. Es ist Nacht und von allen Seiten sind Geschosse, Bomben und MG-Rattern zu hören. Dann das Stöhnen und Röcheln. Früher gaben die Unteroffiziere die Richtung der Hauptkammlinie an. Doch jetzt wussten sie es selbst nicht mehr und schwiegen. Wieder brummen Flugzeuge über uns. Ihre Leuchtzeichen werden genau über uns gesetzt. Taghell ist es jetzt. Instinktmäßig flüchtet jeder ins freie Feld. Sofort beginnt ein Rauchen und Pfeifen über uns. Sie werfen ihre Bombenlast ab und schießen aus Ihren Maschinengewehren. Die ganze Straße, auf der wir soeben noch marschiert sind, steht in Flammen. Nach den Fliegern folgte ein umfassendes Donnerfeuer von Geschützen, die Granaten schlugen ein. Diesmal hatte mich das Glück verlassen. Ein Granatsplitter zerfetzte meine rechte Hand und den Unterarm. Ein Kamerad vor Ort leistete erste Hilfe und brachte mich zum Sanitäter. Ich wurde ohnmächtig und wachte in einem auf dem Weg Richtung Königsberg wieder auf. Auf einem Hauptverbandsplatz wurde ich versorgt und sollte zur Operation und weiteren Behandlung in rückwärtige Gebiete geschickt werden.

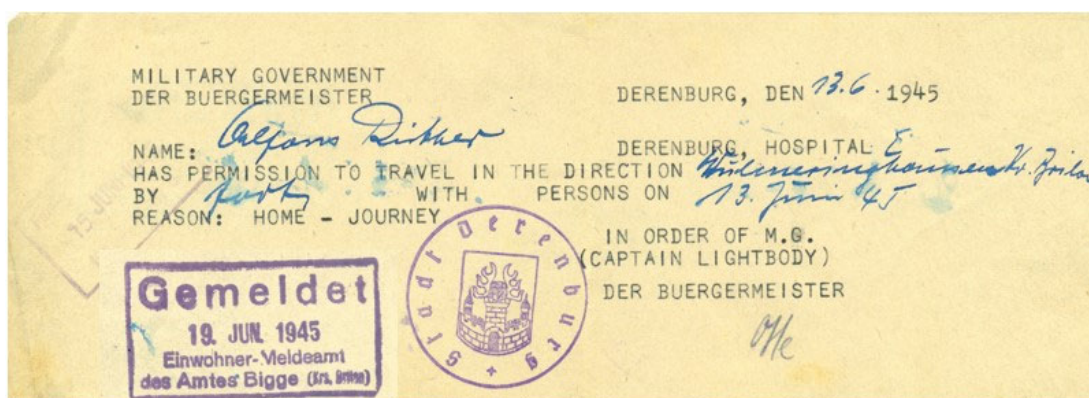
Hier enden die Aufschreibungen meines Vaters. Somit kann der Rückzug aus dem Raum Königsberg nur noch aus Erzählungen der

heute noch lebenden Nichte, Margret Luhme, geb. Rüther, und aus der einschlägigen Literatur rekonstruiert werden.

Zum Abschluss

Die Granatsplitter verletzen seinen rechten Unterarm so sehr, dass er kriegsdienstunfähig wurde. Die Verletzung muss er sich Ende März, Anfang April Jahres 1945 zugezogen haben. Aus Erzählungen wissen wir, dass er mit einem Schiff über das Haff nach Pilau gefahren ist. Auf diesem Schiff wollte ein Sanitäter seine inzwischen angeschwollene Hand nicht neu verbinden. Durch einen Kinnhaken mit der linken Hand erzwang er, dass er neu verbunden wurde. Der Unterarm hatte sich inzwischen entzündet und musste danach zum Entfernen der Splitter operiert werden. In Pilau erhielt er den Transportschein für ein Lazarettsschiff nach Stettin. Das Schiff erreichte Stettin Anfang April, vor dem Einmarsch der Roten Armee. Die Wehrmacht gab Stettin am 25. April auf, am Folgetag konnte es von der Roten Armee kampflos eingenommen werden. Mein Vater ist somit rechtzeitig vor dem Einzug der Roten Armee von Stettin abgefahren. Von Stettin aus wurden Verwundete unter anderem nach Derenburg bei Halberstadt transportiert, weil dort das Hauptkrankenhaus noch nicht zerstört war. Halberstadt unterlag einem Flächenbombardement der 8th Air Force am 8. April 1945; drei Tage später, am 11. April 1945, wurde es von US-Bodentruppen besetzt. Durch den Krankentransport nach Derenburg bei Halberstadt erfüllte sich einer seiner größten Wünsche, nicht in russische Gefangenschaft zu gelangen. Russische Gefangenschaft bedeutet ein langes Arbeitslager oder sogar den Tod, wie die Rotarmisten es durch die Wehrmacht erleiden mussten. Die Verletzung und die Folgen aus dem langen Transport waren so schwerwiegend für meinen Vater, dass der Heilungsprozess bis Mitte Juni andauerte. Bereits Ende Juni räumten die Amerikaner den Teil der Ostgebiete, die sie zuletzt auf der Jalta-Konferenz im Februar 1945 Stalin zugesichert hatten und zogen sich bis an die damalige Grenzlinie (ehem. Zonengrenze) zurück. Die Rote Armee besetzte danach die Ostbezirke. Die US-Armee bot den verwundeten Soldaten im Lazarett vor ihrem Abzug an, Halberstadt zu verlassen und in die Heimat zu gehen. Durch diesen

Entlassungsschein war auch die Gefahr einer Kriegsgefangenschaft durch die Rote Armee gebannt. Bis kurz vor Kassel erfolgte ein Transport unter dem Schutz der Amerikaner. Danach setzte er seinen Weg zu Fuß bis zu seiner Heimat nach Wulmeringhausen (Olsberg) fort. Nordrhein-Westfalen und ein Bereich bis Braunschweig befanden sich in der englischen Besatzungszone. Er vermied den Weg vorbei an Sicherungsposten der Engländer, denn die Situation war immer noch so ungewiss, dass er die Bedeutung des amerikanischen Entlassungsscheins nicht einschätzen konnte. So kurz vor der Heimat wollte er nicht noch in englische Gefangenschaft. Am späten Sonntagabend des 17. Juni 1945 endete der Fußmarsch wohlbehalten im nicht zerstörten Elternhaus, wo sich auch gleichzeitig die Schneiderei und seine spätere Arbeitsstätte befand.



Das am Berg gebaute Elternhaus war damals das höchste Gebäude im Dorf und wurde mit dem Einmarsch der Engländer für kurze Zeit als Funkstation genutzt. Die Eltern, Wilhelmine und Anton Rüther sowie die Ehefrau des Bruders Theodor, Maria Rüther, geb. Unterstell, mussten für einige Tage das Haus räumen. Dabei vergas Mutter Wilhelmine den Wertkoffer mit allem Schmuck und Wertsachen des Hauses, der nach dem Einzug der Soldaten auch nicht mehr auffindbar war. Doch als die Gegend nach wenigen Tagen als befriedet eingestuft wurde, durfte das Haus wieder von den Eigentümern bezogen werden.

Alfons Rüther wollte nach der Rückkehr sein Studium als Bekleidungsingenieur in Mönchengladbach fortsetzen. Doch die Eltern widersprechen und forderten von ihm, den elterlichen

Schneiderbetrieb fortzuführen. Das war zu dieser Zeit auch die einzige Einnahmequelle der Familie. Den Eltern widersetzte er sich nicht und beugte sich deren Willen. Die Schneiderwerkstatt wurde im Jahr 1954 aufgegeben, weil der Markt nach maßkonfektionierter Kleidung nicht mehr genügend Einkommen sicherte.

Bis zum Rentenalter arbeitete Alfons Rüther im Versand auf der Olsberger Hütte, einer Stahlguss- und Ofenbaufirma.

Josef Rohden in Medebach war ebenfalls Schneider und über gemeinsame Stoffeinkäufe lernte er 1949 dessen Tochter, Anna Rohden, kennen, die er am 28.11.1950 heiratete. Aus dieser Ehe gingen vier Kinder hervor, Theodor 1951, Monika 1953, Alfons 1959 und Wilma 1964.

Alfons Rüther Senior verstarb am 23. März 1996 und wurde in seinem Heimatort in Wolmeringhausen beigesetzt.

Im Krieg gab er Oskar ein Versprechen, dass er ihn nach dem Krieg unterstützen werde. Da Oskar seine Heimat verloren hat, könne er in Wolmeringhausen eine neue Existenz aufzubauen. Oskar schloss sich zum Kriegsende einem Flüchtlingstreck an und lernte dabei Hilde, seine spätere Ehefrau, kennen. Sie flohen direkt nach Wolmeringhausen, wo sie im Elternhaus von Alfons erst einmal unterkamen. Oskar arbeitete im Nachbarort Brunschappel als Knecht auf einem Bauernhof und Hilde als Haushaltsgehilfin ebenfalls auf einem nachbarlichen Gehöft. Später heuerte auch Oskar bei der Olsberger Hütte an und arbeitete dort bis zum Renteneintritt im Lager. Hilde und Oskar konnten in Wolmeringhausen ein Haus anmieten und heirateten bald darauf. Zwei Söhne, Joachim und Werner, gingen aus der Ehe hervor.

Auch Peter Kersten überlebte diesen Krieg, nachdem er in Russland bereits 1942 durch eine Granatenexplosion ein Bein verloren hatte. Zur Genesung kam er in das Josefsheim in Bigge (Stadt Olsberg). Alfons erfuhr dieses auf einem Heimaturlaub und besuchte ihn in der Klinik. Nach der Genesung lebte er in Goch und gründete eine Landmaschinenvermietung. Den ersten Traktor dazu erhielt er aus Kriegsversehrten-Entschädigung. Peter war gelernter Schreiner und sollte die elterliche Schreinerei

übernehmen. Doch das war mit einem amputierten Bein nicht möglich.

Zum Kriegsende zogen die Amerikaner nach ihrer Landung in der Normandie über den Rhein und befreiten den Niederrhein vom Naziregime. Bei Kampfhandlungen wurde auch der erste Traktor von Peter versehentlich durch die Amerikaner zerstört. Im Rahmen der Reparationsleistungen erhielt er zum Kriegsende wieder einen Traktor vom Staat, denn der Lohnbetrieb gehörte in der Gegend zum wichtigen Bestandteil der landwirtschaftlichen Versorgung. Den Lohnbetrieb mit der Landmaschinenvermietung betrieb Peter bis zu seinem Renteneintritt mit dem 60. Lebensjahr.

Peter lernte Maria kennen, die er heiratete. Drei Söhne, Clemens, Franz und Georg, sind aus dieser Ehe hervorgegangen.

Danksagung

Diese Veröffentlichung gelang mit zahlreicher Unterstützung, wofür ich allen Beteiligten herzlich danke. Erwähnen möchte ich meinen Bruder Theodor und seine Ehefrau Annette, welche Bilder und Originale aus dem Elternhaus zur Verfügung stellten. Meine Cousine Margret Luhme konnte noch aus ihrer Erinnerung heraus fehlende Informationen liefern. Georg Kersten, Werner und Joachim Tontara lieferten weitere Informationen und Bildmaterial ihrer Väter. Bei der Korrektur erhielt ich Unterstützung von meiner Ehefrau Dr. Helga Maaßen sowie der Nachbarin Elvira Mich. Ich danke auch allen, die mir zu Geburtstagen Karten und Bücher schenkten, um diese Geschichte mit Hintergründen und Karten zu ergänzen.

Essen, 2023, Alfons Rüter jun

Personenregister

Anton Dicke 12, 74, 75, 76, 77

Bauer Jupp 51, 84, 92, 97, 98

Brad I 12, 66

Bruno Friedrichs 104

Egon Timm 78

Fidde Bölk 8, 12

Heino Twesten 15, 16, 38, 41, 69, 73

Jürgen Schröder 23, 24, 25

Karl Eggers 8

Kurt Deutler 42, 44, 47, 48, 56, 58, 65,
66, 67, 68, 73

Oskar 7, 8, 9, 11, 12, 17, 20, 21, 22, 25,
27, 28, 29, 30, 34, 35, 37, 38, 46, 68, 71,
72, 73, 76, 86, 87, 88, 89, 91, 92, 93, 96,
97, 99, 100, 103, 109

Otto Baermann 103

Otto Büdderich 48, 49

Otto Büderich 13

Peter Kersten 109